

# Östeuropäische Zukunft

## Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Umtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzeeländerverbandes „Dubvid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten ost-europäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Karl Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg  
M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2.

1. Maiheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pf. Beiträge und Beisprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstraße 2; Aussendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 9

Inhalt: Walter, Rumänien, das Land der Gegenseite. Heyck, Osteuropäische Zukunftsgedanken. Lüther, Die Zukunft der baltischen Völker. Rogge, Die deutsch-rumänischen Handelsbeziehungen vor dem Kriege und in der Zukunft. flachs, Deutsch-

bulgarisches Fest des „Dubvid“. flachs, Dimitri Rizoff †. Kranz, Ostkarelien. Mitteilungen 1. u. 2. Umschlagseite. Vereinsnachrichten 2. u. 3. Umschlagseite. Bücherbesprechungen 3. und 4. Umschlagseite.

## Mitteilungen.

Dr. Lutfi Bei + Eine der Türen der türkischen Kolonie in Berlin, Generalkonsul Erzellenz Dr. Omar Lutfi Bei, ist am 21. April in früher Morgenstunde, ungefähr 49 Jahre alt, gestorben. Vor zwei Wochen hatte er eine nicht allzuschwere Operation gut überstanden, und nun erlag er einer inneren Blutung. Er war ein hervorragender Staatsmann, der später die rein diplomatische Laufbahn einschlagen sollte. Dabei zeichnete er sich durch vornehmste Gesinnung aus. An den maßgebenden Stellen in Konstantinopel, in der Türkei Kolonie und in den gesellschaftlichen Kreisen Berlins war er ebenso geschäftig wie beliebt. Zu Enver Pascha stand er in den freundschaftlichsten Beziehungen.

Lutfi Bei hatte in Heidelberg und Erlangen Jura studiert. In seiner Heimat begann er seine Beamtenlaufbahn als Richter. Seine auffällige Begabung für Verwaltung und Organisation erregte die Aufmerksamkeit der Regierung und sie übertrug ihm, da er noch in jungen Jahren stand, die schwierige und verantwortungsvolle Stellung als Vize-Vali in Bagdad. Dort blieb er drei Jahre, umgab aber das Amt aufgeben, weil er das Klima nicht vertrug. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, wurde er bald Polizeipräsident, dann Stadtpräsident. 1915 übernahm er die Leitung des bietigen Generalkonsulats. Sein bescheidenes, gütiges, außerordentlich freundliches Wesen trug viel dazu bei, daß er die mitunter schwierigen deutsch-türkischen Handelsbeziehungen in kurzer Frist regulieren konnte. Während seines Berliner Aufenthaltes wurde ihm mehrfach nahegelegt, die Leitung diplomatischer Vertretungen seines Staates im Ausland zu übernehmen; er lehnte jedoch jedesmal „vorläufig“ ab mit der Begründung, seine Zeit hierfür sei noch nicht gekommen. Er war Präsident des Ottomannischen Clubs und gründete hier den türkischen Unterstützungsverein für die Familien zum Herosdienst eingezogener Türken, deren es ungefähr 150 gibt. Allgemein bekannt ist es, daß der Verstorbene ein überzeugter, treuer Anhänger des Vierbundes war.

Sein Tod hat ein seltenes Familienglück zerstört, ist aber nicht nur ein schwerer Schlag für seine Gattin und den vierzehnjährigen Sohn; auch der türkische Staat hat an ihm einen hochbegabten Staatsmann und glühenden Patrioten verloren, und die türkische Kolonie in Berlin, ungefähr 600 Seelen stark, vermißt nun jenen Mann, der wie ein fürsorglicher Vater dem Geringsten wie dem Höchsten unermüdlich mit Rat und Tat zur Verfügung stand.

Lutfi Bei entstammt einer angesehenen bürgerlichen Familie aus Kom-Palanka an der Donau. Dort gab es mitunter Reibungen

zwischen Bulgaren und Türken; seinem gerechten Sinn, seiner Friedfertigkeit, seiner großen Güte, die sich schon in seinem sanften Blick fand, war es zuzuschreiben, daß er selbst in solchen erregten Zeiten nur allgemeiner Achtung und Zuneigung begegnete. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß er gänzlich frei war von nationaler und religiöser Vereingenommenheit, was allerdings bei solch einem geistvollen, gebildeten und feinfühligen Mann nicht verwunderlich ist.

Bezeichnend für seine Güte und sein schlichtes Wesen ist ein an sich belangloser Vorfall: An einem Vortragsabend in Berlin, es war im Februar, saß er als aufmerksamer Zuhörer in der letzten Bankreihe. Da bemerkte er neben sich einen Herrn, dem sichtlich das Sitzen bequemlich war. Sofort erhob sich Erzellenz Lutfi Bei vom Sitz und bot ihm den Unbekannten. Dieser lehnte höflich dankend ab, mußte aber die Hälfte des Sitzes einnehmen, als der Generalkonsul mit liebenswürdigem Starrsium behauptete, der Sitzplatz sei für zwei breit genug.

Mit Dr. Lutfi ist eine große, helle Erscheinung für immer verschwunden. Wer mit dem Verstorbenen auch nur einen kurzen Augenblick gesprochen hat, wird das herzgewinnde Wesen dieses Mannes, der auch ein warmer Deutschenfreund war, nicht vergessen.

Ad. fl.

Die Wiederaufrichtung der Universität Dorpat. In den „Preuß. Jahrb.“ erläßt Professor Adolf v. Harnack einen Aufruf zur Wiederaufrichtung der deutschen Universität Dorpat. Er erzählt, daß er vor wenigen Tagen einen Brief bekommen habe von einem Deutschen Patrioten, der nie in Dorpat gewesen und kein Professor ist. „Die deutschen Professoren sollen sich zusammenfinden, die Patenschaft in Bezug auf Dorpat übernehmen und durch einen Aufruf ein Kapital zusammenbringen, um die junge Schwestern anzustatten. Gern bin ich bereit, dazu eine namhafte Summe beizutragen.“ Harnack greift den Gedanken auf, indem er fortfährt: „Ich zweifle nicht, daß ein paar Millionen schnell zusammenkommen werden. Man ziehe ein vorläufiges Kuratorium ein, das die Summe in Verbindung mit der eisichtlichen Militärbehörde und mit der deutschen Ritterschaft Livlands und der Stadt Riga verwaltet, und beginne dann sofort damit, die Universität Dorpat in Aktivität zu setzen. Ein paar ausgezeichnete Kräfte sind trotz Jurjew noch immer am Ort. Wenn man noch 20 Professoren dorthin sendet, kann die Universität auf wichtigen Linien sofort eröffnet werden. Die Jugend soll sich wieder san-

meln und die erste Arbeit aufzunehmen! Das ist der erste Schritt, den wir hier im Reiche tun können." Harnack verkennt nicht, daß die Universität in ein gutes Verhältnis zu den Letten und Esten treten soll. Er verlangt, daß neben Deutschen auch lettische und estnische Vorlesungen gehalten werden müßten. Aber das Deutsche müßte im Vordergrunde stehen. Denn die Kultur der baltischen Provinzen sei deutsch. Auch die Letten und Esten hätten ihre Kultur von den Deutschen bekommen. Nur

müßte die deutsche Wissenschaft noch tiefer in das Lettische und Estnische eindringen und diese Völker auch in ihrem Eigenwuchs fördern.

### Ausdehnung des bulgarischen Tabatbaus.

Nach einem Be- schluß des bul- garischen Ministeriums kann Tabat auch auf Feldern angebaut werden, die bisher anderen Zwecken dienten. Doch müssen die betreffenden Eigentümer ebensoviel Land mit Getreide bestellen wie im Jahre 1911.

## Vereinsnachrichten.

**Berlin.** Zum 90. Empfangsabend der verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine war Herr Graf Spiridion Gopécovice zu einem Vortrag über die Adria-Probleme gewonnen worden. Den Vortrag führte Herr Dr. Falk Schupp vom Donau-, Balkan- und Schwarzmeerlanderverband Dubrovnik. Nach Begrüßung der recht zahlreich erschienenen und einigen einleitenden Worten übergab der Vorsitzende dem Redner des Abends das Wort zu seinem Vortrage.

Dieser griff mit dem Anfang seiner Ausführungen auf das Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Er erläuterte die seinerzeitigen Zustände in Südtirol und dem Norden von Venetien, wobei er zunächst feststellte, daß diese Landstrecken früher vollkommen deutsch waren und nur durch die Lässigkeit der Wiener Regierung nach und nach vollkommen verwelst wurden. Dann betonte er die Wichtigkeit der Adriafragen für Österreich. Dieses Meer sei gleichsam mit der Lunge des Staates zu vergleichen, denn eine Sperrung der Adria würde gleichbedeutend sein mit einer Erdrosung des ganzen Organismus. Schon in alten Zeiten sei es eine Tatsache gewesen, daß der Herrschaft über die Adria besitzt, der Istrien und Dalmatien habe, denn die zahlreichen Häfen auf der Ostseite der Adria seien unvergleichlich besser als die wenigen Häfen auf der Westseite. Trotz der günstigen Lage habe sich aber zu jener Zeit niemand in Österreich gefunden, der sich des Baus einer ins Gewicht fallenden Flotte irgendwie angenommen hätte. Im Gegenteil, die Kaiserin Maria Theresia verkaufte die wenigen Schiffe, da ihr England eingeredet hatte, daß Österreich keine Flotte brauche.

Erst Joseph II. widmete sich wieder mehr diesem Problem. Er erkannte wohl auch die Wichtigkeit der Sache, es standen ihm aber nur wenige Mittel für diesen Zweck zur Verfügung, so daß er nicht in der Lage war, größeres Interesse für diese Angelegenheit zu entwickeln, obwohl damals die Nukobaten in Besitz genommen wurden. Nachdem Napoleon 1807 der Republik Venedig ein Ende gemacht hatte, war deren Gebiet von 1797–1805 mit Österreich vereint, das aber von 1809–1913 ganz von der Adria abgeschnitten wurde. Erst 1814 durch den Pariser Frieden kamen die Küstenländer wieder zu Österreich. Man hatte aber auch aus diesen Schicksalsschlägen nichts gelernt, und besonders Fürst Metternich, der Österreichs Schicksale so lange Jahre lenkte, fand, daß die aus 180 Fahrzeugen, darunter 12 Linienschiffen, bestehende Flotte für Österreich viel zu groß sei, und er ging sogar so weit, aus einigen Linienschiffen Fregatten zu machen und andere, auf Stapel liegende dort verfaulen zu lassen. Man hatte, wie Redner ausführte, absolut kein Verständnis für den Wert und die Wichtigkeit einer Kriegs- und Handelsmarine, geschweige denn für Weltpolitik. Als Beispiel führte Redner an, daß man sich jahrelang mit der Türkei gestritten habe, wem eigentlich die Insel Sasono gehören. Der Streit war entstanden, weil auf der Insel ein Leuchtturm errichtet werden sollte, und keiner der beiden Parteien schien die Insel, obwohl strategisch höchst wichtig, so viel wert zu sein, um die Kosten des Leuchtturmbaus zu übernehmen. Mittlerweile hatte Griechenland seine Selbständigkeit erlangt, kurz entschlossen die Insel besetzt und den Leuchtturm gebaut. Der Redner wollte damit nur veranschaulichen, in wie leichtsinniger Weise seinerzeit mit der so außerordentlich wichtigen Adriafrage bei der österreichischen Regierung umgegangen wurde. Auch der Nebelstand, daß bis 1848 in der österreichischen Marine ausschließlich italienisch gesprochen wurde und italienischer Geist herrschte, sei auf die verkehrten Maßnahmen des Fürsten Metternich zurückzuführen. Er habe eben mit allen Mitteln das Italienische unterstützt und nichts getan, um deutschen beziehungsweise österreichischen Geist und Einfluß zu stärken.

Erst vom Jahre 1828 angefangen übernahm es ein Triestiner Großhändler und Reeder, gleichzeitig auch Schiffbauer, der Vater des Vortragenden, eine stattliche Flotte zu bauen und der österreichischen Flagge in allen Ländern wieder Geltung zu verschaffen. Er baute nicht nur eine erhebliche Anzahl Handelschiffe, sondern auch eine Anzahl Kriegsschiffe für vier überseeische Staaten.

Um nun die geringe Berechtigung der Ansprüche Italiens auf die sogenannten italienisch sprechenden Gebiete Österreichs klarzulegen, ging der Redner etwas ausführlicher auf die Bevölkerungsverhältnisse dieser Gebiete ein. Er betonte, daß in Österreich sich wohl an 800 000 Seelen zur italienischen Umgangssprache bekennen, dies seien aber nicht alles Italiener, sondern z. B. in Südtirol seien mindestens <sup>3/4</sup> der sogenannten Italiener deutscher Abstammung, im Küstenland ein noch größerer Teil slawischer und deutscher, und in Dalmatien könnten nur etwa 2 Prozent als Italiener angeprochen werden. Alles andere seien Slawen. Speziell Südtirol habe nur von 1809 bis 1813 unter italienisch-französischer Herrschaft gestanden und sei früher klerndeutsch gewesen; die Veritalienisierung stamme größtenteils erst aus

dem 19. Jahrhundert dank der Kurzichtigkeit der österreichischen Regierung. In Istrien sei die slawische Bevölkerung durch die frühere Zugehörigkeit zu Venetien italienisch geworden, ebenso verhalte es sich mit Dalmatien. Nur Triest habe eine Ausnahme gemacht. Die nicht italienische Bevölkerung dieser Stadt habe nichts von Venedig wissen wollen und sich 1382 unter den Schutz Österreichs bzw. des Deutschen Kaisers gestellt. Aber die Italienisierung von Dalmatien, Albanien usw. durch die Venezianer reichte nicht weiter als in die Hafenplätze.

Trotzdem beanspruchen die Irredentisten auf Grund der eben erwähnten geschichtlichen Rechte diese Länder für Italien, wobei sie allerdings, führte der Vortragende aus, ganz vergessen würden, daß die geschichtlichen Rechte Österreichs einen berechtigteren Anspruch auf die Lombardei und Venetien ergeben würden. Auch Triest beanspruchte man für Italien; aber obwohl die Umgangssprache in Triest schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts italienisch war, würden sich die meisten sehr dagegen gesträubt haben, als Italiener zu gelten. Die größten Handelshäuser, wie der Vater des Vortragenden, der Eigentümer der 24 größten Schiffe der Handelsmarine war, und dessen Schwager Matika, waren gut österreichisch gesinnt, obwohl ihre Umgangssprache, wie schon bemerkt, italienisch war. Diese Kaufleute seien es auch gewesen, die 1848, als die vereinigte italienische Flotte dank der Politik Metternichs in bezug auf die Kriegsmarine in der Lage war, Triest zu blockieren, dem Staate eine bedeutende Anzahl Kriegsschiffe zur Verfügung stellten. Der Vater des Vortragenden habe allein 17 Kriegsschiffe mit 280 Kanonen der Regierung angeboten. Die Lässigkeit der Regierung illustriert am besten die Gegenüberstellung, daß die K. K. Flotte damals nur aus 10 Schiffen mit 220 Kanonen bestand.

Die Veritalienisierung der Kriegsmarine, deren Schiffe insgesamt italienische Namen führten, die Begünstigung der italienischen Sprache unter der Besatzung hatte eben zur Folge gehabt, daß 1848 der größte Teil der Flotte zu den Venezianern übergegangen war. In Venedig war man so sicher, die ganze Flotte zum Absatz bewegen zu können, daß der Schiffsfähnrich Fineati, der, geborener Venezianer, in der K. K. Flotte diente, nach Pola gefandt wurde, um den Venezianern die Schiffe zuzuführen. 1862 als italienischer Vizeadmiral hat er dem Redner selbst erzählt, daß er gegen die Kaisertroupe der Slawen und Deutschen trotz ihrer italienischen Umgangssprache nichts auszurichten vermochte. Er wurde gefangen und später gegen den von den Venezianern gefangenen österreichischen Statthalter von Venedig ausgetauscht.

Die „unelösten Brüder“ Italiens sehnen und sehnen sich aber durchaus nicht darnach, Reichsitaliener zu werden, denn sie wissen ganz genau, daß ihre volkswirtschaftlichen Verhältnisse unbedingt eine Zugehörigkeit zu Österreich verlangen. Triest vor allem würde zu einer Bedeutungslosigkeit herab sinken, wenn es italienisch werden würde. Obwohl aber, wie der Redner ausführte, diese irredentistischen Freiheiten bei der österreichischen Regierung gut bekannt seien, habe sich dieselbe nie zu einer energischen Abwehr aufgerufen können, denn die Regierung habe kein rechtes Verständnis für die Gefahr gehabt, und speziell nach Abschluß des Bundesvertrages habe Italien jede Gelegenheitsregel als Geißel und Feindseligkeit ausgelegt und Vorstellungen erhoben. Aber Österreich wollte jede Differenz vermeiden und habe die unglaublichen Gewalttaten der Irredentisten, hinter denen ganz offenkundig die italienische Regierung stand, ruhig eingestellt. Die Sache sei sogar so weit gediehen gewesen, daß Italien im Jahre 1908, als der Konflikt zwischen Österreich und Serbien ziemlich ernste Formen annahm, bereits die Mobilisierungsorder an die Behörden ausgegeben hatte.

Der Redner führte zum Schluß aus, daß es für Österreich absolut nötig sei, die Oberhand im Adriatischen Meer zu behalten, und zu diesem Zwecke sei nach seiner Ansicht das einzige Richtige, Albanien nicht wieder zu einem selbständigen Fürstentum zu erheben, nachdem es sich ja gezeigt habe, daß das Volk nicht befähigt sei, sich selbst zu regieren. Das Richtige sei, Albanien als österreichische Provinz an Österreich anzugehören. Sollte dies aber nicht durchführbar sein, so müsse Österreich mindestens Hafen und Stadt Valona mit der Insel Babino besetzen und dadurch sich den Ausgang aus dem Adriatischen Meer sichern.

Außerordentlich lebhafter Beifall lohnte den Redner für seine interessanten Ausführungen.

Zum Schluß des Abends gab auch Herr Dr. Falk Schupp auf Grund seiner persönlichen Kenntnis von Land und Leuten noch einige interessante Aufklärungen, die ebenfalls dankbar entgegengenommen wurden.

# Osteuropäische Zukunft

## Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerlanderverbandes „Dubvid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Falt Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg  
m. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2.

1. Maiheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich 2 mal. Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pf. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstr. 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 9

## Rumänien, das Land der Gegensätze.

Von Carol Walter.

Manche Staaten von geringer Ausdehnung, kleiner Bevölkerungsziffer und tiefstehender Kultur verdanken eine übergroße Bedeutung einzig und allein ihrer geographischen Lage. Dies gilt auch von Rumänien. Im Norden und Westen von den an einigen Stellen bis zu 2500 Metern emporsteigenden Karpathen eingeengt, im Osten und Süden vom Pruth und von der Donau begrenzt, breitet sich dieses junge Königreich heute, nach der Herausgabe der ganzen Dobrujscha, auf einer Bodenfläche von etwa 132 000 Quadratkilometern aus. Auf diesem Gebiet leben ungefähr 7 Millionen; etwa  $5\frac{3}{4}$  Millionen davon sind Bauern, die fast zur Hälfte nicht lesen, noch schreiben können. Weil das Land aber zwischen den Großmächten Österreich-Ungarn und Russland eingewängt ist, zugleich den kräftig auftretenden Bulgarenstaat zum Nachbarn hat, endlich weil es Ukrainer der unteren Donau ist, spielt es bald als Verbindung, bald als trennender Keil zwischen den Interessen der das Kleine Reich umschließenden Staaten von Zeit zu Zeit eine ziemlich große Rolle. Dieser Umstand allein genügte, daß wir fortan jenem Lande unsere erhöhte Aufmerksamkeit widmen sollten. Hinzu kommt, daß in Friedenszeiten zwischen uns und Rumänien in Handelsangelegenheiten bekanntlich ein lebhaftes, stetig anwachsendes Hinüber und Herüber herrschte. Davon abgesehen, bieten Land und Leute an sich eine bunte Fülle von Schönem, Interessantem, Eigenartigem und Wissenswertem. Dies auch nur in großen Umrissen kennen zu lernen, lohnt der Mühe. Dagegen lehnt sich vielleicht die in deutschen Landen augenblicklich herrschende tiefe Verstimmung gegen das rumänische Volk wegen seines Treubruchs auf; allein diese beruht auf dem weitverbreiteten Irrtum, als wären die Rumänen

in ihrer überwiegenden Mehrheit deutschfeindlich gesinnt. Das ist durchaus nicht der Fall. Das Bauerntum vor allem, also die große Majorität, empfindet wohl einen dumpfen Haß gegen den Moskowiter, weiß aber nur wenig vom Deutschtum; und die wenigen Deutschen, mit denen der Bauer in Berührung kommt, flößen ihm durch ihre Ehrlichkeit, Tüchtigkeit, durch Fleiß und Friedfertigkeit besondere Hochachtung ein; wer aber von Hochachtung erfüllt ist, kann unmöglich hassen. Von den Städtern und dem Offizierkorps war vor dem Weltkrieg nur ein verhältnismäßig geringer Bruchteil gegen die Deutschen voreingenommen.

Rumänien läßt sich kurz als das Land merkwürdiger Gegensätze bezeichnen, die in dem einen Fall ein freundschaftliches Nebeneinander, mitunter sogar Miteinanderleben führen, in dem anderen sich feindlich gegenüberstehen. Es fehlt vielfach an vermittelnden Übergängen, und gerade das verleiht dem Ganzen das Gepräge des Seltsamen und Reizvollen.

Einige dieser Gegensätze seien hier gestreift. Die Rumänen betrachten sich als Abkömmlinge der Römer. In den letzten Jahren hat jedoch die Wissenschaft diese Ansicht unter die Lupe genommen und in der Folge diese vornehme Abstammung sehr bezweifelt. Auch einige rumänische Gelehrte haben hinter das Lateinertum der Rumänen von heute ein großes Fragezeichen gesetzt. In der Geschichte taucht Rumänien eigentlich erst als Strafkolonie der römischen Kaiserzeit auf. Die Straflinge, die militärische Besatzung und die Verwaltungsbeamten brachten die lateinische Sprache und zu einem Teil auch römisches Blut in das Donauland mit — ziffernmäßig war die Siedlung nicht von großem Belang —, allein später

kamen Wandervölker aus Ost und West: Goten, Hünnen, Slawen, Türken, Avaren, Petschenegen usw., für kürzere Zeit herein, einzelne Gruppen und größere Scharen von ihnen ließen sich dauernd nieder, und so bildete sich aus dieser Vermischung hauptsächlich im Tiefland des heutigen Rumäniens das jetzt ziemlich einheitliche rumänische Volk mit stark slawischem Gepräge.

Auch die Sprache ist, ungeachtet lateinischer Wurzeln und Anklänge, eine slawische, die namentlich mit türkischen, griechischen, ungarischen und etwa 1000 deutschen Anklängen vermengt ist; man schätzt den Besitz der wahren, d. h. der Bauernsprache, an slawischen Stämmen auf  $\frac{2}{3}$  des gesamten Wortschatzes, der sich auf 7—8000 Wörter belaufen soll! In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man in Rumänien die Sprache künstlich zu romanisieren; man entnahm in erster Linie dem Lateinischen und Italienischen Wörter, denen man ein nationales Gewand durch Anhängen des Artikels, durch Veränderung der Infinitivformen usw. verlieh, und heute ist die Sprache der Gebildeten mit solchen fremden Ausdrücken reich durchsetzt. In der Bauernsprache zeigen die bedeutsamsten und gebräuchlichsten Wörter unbestreitbar slawischen Charakter. So bedeutet „Wremea“ die Zeit oder das Wetter, wofür die Neuerer tempul (vom lateinischen „tempus“) sagen; dragoste = Liebe, wofür die Neuerer „amor“ verwenden. Auch die sehr alten Benennungen von Bergen und Flüssen entstammen der slawischen Sprachquelle. Besonders merkwürdig ist, daß das Rumänische keinen Ausdruck für „schon“ besitzt; um das zu bezeichnen, was bereits geschehen ist, hilft man sich bei der Beantwortung von Fragen damit, daß man diese mit einem bestimmten, gleichsam bejahenden Tonfall wiederholt, oder durch gewisse Handbewegungen. Bei dem Mangel eines so wichtigen Wortes darf man sich nicht wundern, daß das französische „déjà“ in Stadt und Land fast allgemein gebräuchlich ist. In höher stehenden Kreisen ist neben diesem noch das Wort „merci“ das gangbarste.

Der Unterschied zwischen dem Städter und dem Landbewohner ist in Rumänien besonders stark. In den Städten und Städtchen — namentlich in den vier größten Städten: Bukarest, Jassi, Galatz und Braila — leben viele Juden, Österreicher, Ungarn, Deutsche, Bulgaren, Griechen, Armenier usw., im ganzen fast  $\frac{1}{2}$  Million. Dieser fremdländische Einschlag läßt rumänische Eigenart nicht ganz aufkommen. Daneben unterliegt der Städter immer mehr dem Einfluß der westlichen Zivilisation, und so entfernt er sich zusehends von dem rumänischen Bauer; vom Lande her kommt etwas Zuwachs, allein der streift gewöhnlich schon in der nächsten Generation das ländliche Wesen ab. Daher darf man vielleicht behaupten, die beiden Bevölkerungsteile seien nicht Brüder, sondern bloß Vettern.

So ist denn der Bauer im Königreich der einzige wahre Rumäne. Die Landbevölkerung bildet auch das Fundament des gesamten Staatslebens und hat nicht den geringsten politischen Einfluß. Auf ihrer Schulter ruhen die meisten und schwersten Lasten, und dabei gibt es keinen Bauernstand in Europa, der sich in größerer Armut und Not befindet. Dabei ist der Bauer auch ein treuer, zäher Bewahrer der alten Sitten und Gebräuche, der herrlichen Volksdichtung, der an poetischen Bildern und prächtigen onomato-poetischen Ausdrücken reichen Sprache.

Merkwürdig widerspruchsvoll ist auch das Verhältnis zwischen dem Seelsorger und seiner Herde.

Die Rumänen sind strenggläubige Christen. Der Pope spielt deshalb vornehmlich auf dem Lande und in den Kleinstädten eine große Rolle; er hat einen starken Einfluß auf die ungebildeten Volkskreise, besonders auf die Frauen. Sein Bildungsgrad ist aber so niedrig, daß er das geistige Niveau seiner Herde nicht zu heben ver-

mag. Auf dem Lande verbauert er fast völlig, deshalb wohl bringt ihm der Bauer aufrichtige Achtung nur entgegen, wenn er gerade sein heiliges Amt ausübt. Trifft er sonst mit dem Seelsorger zusammen, so küßt er ihm wohl manchmal die Hand, will aber sonst möglichst wenig mit ihm zu tun haben, es sei denn, er bedarf eines Rates oder der Hilfe. Eine Begegnung mit einem Popen, der nicht just einen kirchlichen Dienst verrichtet, gilt sogar als unglückbringend. Man wendet das drohende Unheil ab, indem man ausspuckt oder dem Geistlichen ein Steinchen oder einen Strohhalm nachwirft. Der kirchliche Glaube wurzelt bei den Rumänen nicht tief. Man beschränkt sich auf Beachtung der Außersichtlichkeiten. Bloß wenn's ans Sterben geht, wird selbst der zweifelnde Städter auch innerlich etwas frommer. Der Rumäne ist von Hause aus in Glaubenssachen außerordentlich duldsam. Dennoch konnte sich dort ein ziemlich heftiger Antisemitismus entwickeln, der allerdings im wesentlichen aus wirtschaftlichen, teils begründeten, teils falschen Erwägungen hervorgegangen ist und durch planmäßige Verhetzung, die etwa im Jahre 1870 einsetzte, eine große Bedeutung und Verbreitung gewonnen hat.

Abwechselnd auf dem Lande und in der Stadt leben die Gutsherren und Gutspächter. Glanz, Ansehen, Macht und Reichtum des Boarentums sind langsam im Abbröckeln begriffen. Noch sind viele von ihnen (etwa 1800) reiche Großgrundbesitzer, zu denen die armen Bauern ohne Land oder mit einem kleinen Stück Land wie zu Halbgöttern emporsehen oder emporsehen müssen; viele sind aber auch schon Städter geworden; mit dem Verlust des Vermögens — der Erschwerung des Kampfes ums Dasein beschieden geworden, schlagen sie die Beamtenlaufbahn ein oder ergreifen sonst irgendwelchen bürgerlichen Beruf; andere wieder bleiben als Politiker oder Offiziere in höheren gesellschaftlichen Kreisen.

Die Bevölkerung umfaßt außer der Bauernschaft und den Gutsherren, dem Offizier- und Beamtenstum hauptsächlich die im Werden begriffene Bürgerklasse, die Handel und Gewerbe treibt und die Berufssintelligenz — Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Schriftsteller usw. — in sich schließt, und die städtischen Arbeiter. Die scharfen Gegensätze zwischen den einzelnen Schichten verhindern vielfach ein innigeres Zusammenwirken zugunsten der Allgemeinheit; die daraus erwachsenden großen Schäden werden sich erst verringern, wenn umfassendere und gleichmäßiger verbreitete Bildung die Bevölkerungsklassen einander näher gebracht haben wird. Das begabte, rasche Auffassungsvermögen besitzende Volk, in dessen Seele schöne sittliche und ethische Ansätze wurzeln, leidet jetzt noch unter den Nachwirkungen aus der Phanariotenzeit, da die Türkei die Herrschaft über die Donauprätentümer den meistbietenden Griechen aus Konstantinopel überließ, und unter den Folgen der Nachbarschaft des zaristischen Russlands, das während des 18. und 19. Jahrhunderts das Land im ganzen zwanzig Jahre besetzt hielt. Diese zwei Einflüsse begünstigten das Überwuchern von allerlei Unkraut wie Günstlingswesen, Bestechlichkeit, Willkür. Die „goldne“ Jugend, die nach Paris zu Studienzwecken ging, brachte auch noch Laster in die Heimat zurück, die namentlich in Bukarest und den größeren Städten das Familienleben vielfach vergifteten und die allgemeine Sittenverderbnis steigerten. Eine unerfreuliche Erscheinung, vornehmlich in der Hauptstadt, als Folge der großen Pressefreiheit, ist die Freude am Verleumden und Schimpfen, die besonders in einem verhältnismäßig großen Teil der Presse zutage tritt. Weil aber alle Welt solche Angriffe nach ihrem wahren Grund und Wert zu schätzen weiß, gelten sie in der öffentlichen Meinung nicht viel und die Schmähungen bleiben nicht lange haften. Auch König Karol und seine Gemahlin waren häufig die Zielpunkte widerwärtigster Beleidigungen und Verhöhnungen in Zei-

tungen. Doch hat der Herrscher auch nicht ein einziges Mal die gerichtliche Verfolgung der Urheber gestattet.

Vor dem Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg hatte eine Schar von hervorragenden Männern einen Bund zur Bekämpfung der ererbten Mißstände und zur Pflege bür-

gerlicher Tugenden gegründet. Von solchen Bemühungen ist eine allmähliche Heilung dieser ungesunden Zustände sicher zu erwarten, zumal wenn die städtische Bevölkerung reichlicher durch Verschmelzung von unten her, durch einwandernde Bauern gestärkt werden sollte.

## Osteuropäische Zukunftsgedanken.

Von Professor Dr. Ed. Heyck.

Der Weichselstaat Polen muß zur Ostsee streben. Drum wird es auch seine Regierung, wer sie sein mag, müssen. Odessa zu erreichen, die Ukraine zu durchbrechen, oder sie noch einmal zu beherrschen, sozusagen die russische Geschichte und Katharina II. ins Polnische zu übersetzen, das würde weitsichtige Voraussetzungen bedingen, unter denen die vorhergegangene Verbindung mit Litauen, die Bewegungsfreiheit an der Ostsee, die östliche Zerstörung eines gesunkenen Preußen schwerlich fehlen könnten. Im Ganzen hat es aber keinen Wert, dem polnischen Fragezeichen privates Kopfzerbrechen zu widmen, bevor man weiß, was aus der berühmten „austropolnischen“ Lösung wird und wie weit diese etwa heimlich vorgeschritten ist. Polen, der k. und k. Monarchie angegliedert, müßte wohl dahin führen, daß ein großes Reich zerstört wird, wie einst das vorsichtige delphische Orakel dem lydischen König Kroisos zur Antwort sagen ließ, der übrigens kein unreifer und unbefonnener Politiker war, sondern richtig und gut die Gefahr vorhersah, doch von seinen Vertragsverbündeten im Stich gelassen wurde. Ist doch der Besitz von Polen auch niemals für Russland ein Glück gewesen und schließlich ihm verhängnisvoll geworden.

Zu den Bedingungen des neuen Polens treten seine alten Imponderabilien hinzu. Wenn man in den Kundgebungen zu seiner Wiedergeburt auch vieles Vertrauensvolle von seiner westlichen Anlehnung und von der unter Bethmann niemals fehlenden „Kultur“ gesprochen hat, so heißen die Westlichkeit und die Kulturneigung der Polen doch schließlich Rom und Paris. Wie die Slawen überhaupt mit den Kelten auffallend viel Verwandtes haben, so ähneln die Polen am meisten den Franzosen, gerade auch in den politischen Eigenschaften, und sie sind beiderseitig am wenigsten dafür geschaffen, mit dem Deutschen überein zu kommen\*).

Bei alledem nun war die Errichtung Polens an sich gut und notwendig. Sie wurde zum Ei des Kolumbus im Weltkriege durch das, was sich daraus fortpflanzte, was zur osteuropäischen Folgerung wurde, ohne daß freilich bei uns so weit gedacht war, ja, ohne daß unsere Finanzwelt und Diplomatie mit diesem unberechneten Erfolg, als er zuerst sichtbar wurde, einverstanden waren. Die Verselbständigung Polens trieb den zersprengenden Keil in die großrussische Völkerdespotie, brachte deren natürliche Auflösung in willenslebende Bewegung. Die politischen Fehler fanden Raum genug, im einzelnen gemacht zu werden. Der polnischen ganzen Angelegenheit fehlte die Durchdenkung, Psychologie, die Entwirrung von Impuls und Absicht, die selbstbedachte Folgerichtigkeit. Das Beste dran war noch die Bethmannsche Art, alles in der Schwebé zu lassen, die Scheu vor Entschließung und Durchführung.

Was die Provinz Posen im besonderen anlangt, so

würde Karl der Große aus Anlaß dieses Krieges und des Friedens, der später dauern soll, eine umfassende, austauschende Umstädigung, was bekanntlich zu seinen weisesten, wirksamsten Mitteln gehörte, vorgenommen haben. Nun leben wir nicht in seiner Zeit. Vertreibungen von Heimat und Scholle, auch bei durchaus vermiedener Schädigung, erscheinen uns roh und barbarisch. Immerhin sind sie es weniger, als was die Kriege und die andauernde seelische Kampfstellung des Nationalitätenstreits über die gleichen Bevölkerungsschichten bringen. Wir leben in der Zeit des Schlagworts, das immer nur einen Teil der Humanität und der Wirklichkeiten einbezieht.

Die Ostgefahr für uns, insofern sie nun Polen heißt, ist immerhin sehr viel kleiner und berechenbarer geworden, wobei sie zwar ein Sammelgefäß für größere Intrige und Gegenwirkung werden wird. Sie ist der Abkauf unseres einst drohenden Untergangs, für ein die Krise von 1917 überlebendes Großrußland, eines, welches fortfuhr, die fremden Sondervölker einzuschließen, welches Zeit gewann, sie zu verrussen, welches an Menschenzahl, Wirtschaftlichkeit, Einheitlichkeit, zentraler Herrschaft eines dieser Länder zusammenfassenden und lenkenden Geistes stetig von innen wuchs, war die Ostsee nicht genug. Da liegt es anders als für Polen. Das „Fensterchen“, wo von Zar Peter sprach, führte auf den Vorhof. Derjenige deutsche Ideengang, der nur immer einen anderen so stark wissen oder machen will, daß er uns dann als großmütiger Patron beistehe und beschütze, zeigte auch darin seine ganze Kurzsichtigkeit, wenn er die wieder auszuliefernden baltischen Länder als die von gewissen Diplomaten jetzt noch empfohlene „Morgengabe an das verjüngte Russland“ — Polen bestimmt er natürlich nicht dazu — zur Sättigung des Polyphem ausreichend hielt. Wir mußten dann schon auch noch Kiel und Hamburg in spätere Aussicht nehmen und baldigst den Sund und Norwegens Küste. Das „ewige Russland“, von dem in Riezlars Dogmatik Berliner Diplomatenweisheit (Neuausgabe 1916) geschrieben steht, — das mit Hilfe kunstreich deutscher Chirurgie wiederhergestellte und verewigte Großreich konnte nur, nach Erdrückung der Finnen und Balten, sich mit verstärkter Willensmacht über Skandinavien und ganz Norddeutschland weiter schieben. Ein solch ungeheuerer Machtkomplex von politischer und materieller Geschlossenheit mußte mit Erdteilgewalt bis an die Nordsee und den Atlantischen Ozean hinaus.

Doch das sind Folgerungen aus Voraussetzungen, die nun vorweg beseitigt sind. Und gar das Russenreich, das noch wieder aus den Trümmern zueinander strebt, gibt es nur in schwachen Köpfen. Wieder einmal stehen wir da vor einem horrenden Beleg der modernen Unfähigkeit, zu unterscheiden. Nationalstaaten, die einem Schicksal erliegen, vermögen sich an den Gedanken ihrer Wiedererstehung anzuflammen. Jenes Russland dagegen war der Spätling der Großdespotien, die mit den Assyrern, Medern, Persern beginnen. Im gleichen Osteuropa haben der Gote Ermanarich, der Hunnen-Großkhan Attila, die Mongolen, die Jagellonen (Polens Machtgröße entsprang seiner Vereinigung mit Litauen und war an diese gebunden) gleiche Völkerzusammenballungen für gewisse Zeit unter ihrer Hand

\*) Eine sehr nützliche, volkstümliche Übersicht über die diplomatische Geschichte der polnischen Teilungen und über die gesamte russisch-preußische Freundschaft, klarer als dies Bismarck z. T. tun konnte, gibt die kluge kleine Schrift von Legationsrat a. D. Dr. Alfred Zimmermann, „Was erwartet das deutsche Volk vom Frieden mit Russland?“ (Heft I der Sammlung „Der deutsche Friede“, herausgegeben von Johannes Höffner, Halle, 1918).

gehalten, wie nachmals die „Zaren aller Reußen“. Trifft diese chimärischen Reiche einmal der vernichtende Stoß, so zerbrechen sie in dieser Gestalt für immer. Die Brüchigkeit ist innen drin enthalten, sie mag für viele Augen, beteiligte und unbeteiligte, latent sein, aber sie lauert auf ihre Stunde, und der gewaltsame „Druck“, der sie beheben will, vermehrt sie nur. Es soll deswegen nicht bestritten sein, wurde vielmehr vorhin schon gestreift, daß unter neuen Umständen, wenn der Stoß nicht zur Zertrümmerung gereicht hätte, auch Russland zum Verfahren des Zusammenschmelzens hätte gelangen und im Laufe ungestörter Zeiten etwas ähnliches wie die Romanisierung des alten Römerreichs noch hätte nachholen können. So aber ist die Wirklichkeit, daß das Zarenrussland für sein Alter viel zu hastig völkerreich geworden war und, als es unvermittelt zu nationalisieren begann, daß es da die mehrheitlichen Kräfte der Nationalitäten vorerst nur gegen sich erwecken, stählen, sie bewusster und entschlußfähig machen mußte.

In unserer deutschen staatswissenschaftlichen „Bildung“ wird neuerdings künstlich die Nationalität um ihr Recht verkürzt. Die literarisch-politische Landläufigkeit bevorzugt Statistiken, wirtschaftliche, händlerische und andere materielle Gesichtspunkte, sie erhebt sich aus diesen Tatsachengruppen zu Wahrscheinlichkeitsberechnungen, von denen sie oft nicht merkt, daß sie schon Dunstgebilde werden. Wäre Raum dafür, so sollte dargelegt werden, wie oft auch auf ähnliche Weise die ältere Weltgeschichte allzu flug verdeutet wird, wie da zur Ursache und zum Beweggrund gemacht wird, was vielmehr als Folge der ganz anders zusammenhängenden Willensvorgänge entsteht und nutzbar geerntet, zuweilen aber auch gebüßt wird. — Die materiellen Bedingungen der Entwicklung, so wichtig sie sind, erreichen doch nicht die Stärke des Alleinrechts. Stärker ist, was jeder in der Gemeinsamkeit — bewusster, oder undurchdacht und gehemmt selbst — in sich trägt, in seiner Seele, in seinem natürlich-ursprünglichen Empfinden und Folgen, und was somit auch für die Willensbildung das Gemeinverständliche ist. Deshalb haben die Willenskräfte des Glaubens, der Religionen mächtiger als die materiellen in der Geschichte mitgesprochen, tun dies zum Teil heute noch, und auf der verwandten Stufe der Triebkraft stehen die nationalen Unwillkürlichkeiten. Theorien verwehen, unorganische Reiche vergehen, und was sich nach oft vielhundertjähriger politischer Vergessenheit — man denke an die Griechen und an die Slawenvölker auf dem Balkan — an die Stelle der Gewaltreiche wieder setzt, sind die stammhaften Nationalitäten. Es ist nicht abzusehen, weshalb man die Einengung des Türkreichs auf die osmanischen Gebiete für endgültig, die entsprechende der Moskowiter aber nicht für dauernd halten soll. Im ersten Fall ist zwar die Rolle des Religiösen dabei klarer und einheitlicher, dafür liegt aber in dem Geschichts- und Nationalitätsbewußtsein der vom zerfallenen Zarenreich abgetrennten Orthodoxen weitgehender Ersatz.

Manches, womit unsere politischen Neurastheniker die Wiedervermörtelung des einstürzenden Reiches begründen wollten, bleibt auch richtig oder wird es vielmehr, wenn man da statt Russland die Ukraine setzt. Das Land der reichsten natürlichen Bedingungen und Kräfte im Osten des Erdteils, mit seiner einst so lebensvollen, so über vollständigen Geschichte, die nur begraben und verschollen liegt unter der lähmenden Stille, die durch die verknöcherten Maßregeln Katharinas II. eingetreten ist. Nach der Ukraine weist der besser gelesene Kompaß der deutschen Freundschaftsbahner, und daß diese politische Freundschaft gesund bleibt, dafür werden allein schon die Polen, wenn nicht noch andere sorgen.

Auch mit Moskowitiern kann das verständigte Zusammensehen sich günstig entwickeln, wenn nicht wir diesem Reiche eine darin störende Richtungsverkehrung geradezu aufnötigen. Schon jetzt, unter den Bolschewiki, regen sich

(„Iswestija“, Mitte April) die Moskauer Stimmen, man solle Fühlung in Berlin suchen, „weil man gezwungen werden könne, die russische Erde gegen ein japanisches Einbinden zu verteidigen“. Diese russische Erde ist Sibirien.

Dorthin liegt, wie seit Jahrhunderten, die geschichtliche Richtung. Sie ist die natürliche nationale. Instinktiv erkannten früh die Bewohner des weiten, aber auch so armen nördlichen Russlands, das Landes der Birke, was ihnen jene unerschöpflichen, für Viehzucht, Ackerbau, günstige Auswanderung geeigneten, an Mineralien reichen Gegenden zu geben hätten, die neuerlich die sibirische Bahn durchzieht. Vorausgegangen war regelmäßig der Handel von seinen Hauptplätzen, dem alten hansebesuchten Nowgorod und von Moskau aus. Er dringt bis zu den Pelzjägern und Fischern des äußersten Nordens vor, wie in die ostasiatische Welt. Die chinesisch-großrussische alte und neue Verbindungslinie geht durch Südsibirien. Unmittelbar östlich an den Kreml, den geheiligten Burgberg von Moskau, schließt sich die Kitai Gorod, die „chinesische Stadt“, das allgemeine Handelsquartier, aus dessen Sondermauern die „chinesische Durchfahrt“ (kitaiski Projäsd) nach dem Osten führt. Die russischen Kaufleute leiten auch (durch Jarmat) die politische Eroberung ein. 1643, zu einer Zeit, da Russland so fern vom Schwarzen Meer wie von der Baltenherrschaft ist, erreichen die Kosaken, die ihren Kriegsunternehmerlohn selber einziehenden Unterwerfer, das Ochotskische Meer gegenüber Sachalin. — Den zweifelhaften Einwanderern und Kolonisationsformen seit dem 16. und 17. Jahrhundert folgen die neueren verbesserten Maßregeln, und von der Heimat aus kommt der sibirischen Besiedlung namentlich die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861), die Freizügigkeit zu statten. Im letzten Menschenalter zählte der jährliche Zustrom nach Hunderttausenden. Russlands Aussicht, noch einmal ein Weltreich zu werden, und zwar dann aus der dauerhaften Kraft des Volksstums, gründet sich auf diese alte und neue Richtungnahme an den Stillen Ozean. Wladivostok ist ein Ausgang an das Weltmeer, an das große Mittelmeer der Zukunft, der 9 Monate eisfrei ist. Indem wir diesen jetzt bedrohten Platz erwähnen, indem wir auf die Wünschbarkeit deuten, dort noch günstigere Stellungen zu erlangen, berühren wir unmittelbar die wahrscheinlichsten Hauptprobleme der russischen nächstkünftigen Geschichte. Fortan wird aber diese Richtung um so geklärter und noch viel bewusster sein, als die Verriegelung der Richtung Dnepr-abwärts zum Bosporus und durch die Dobrudscha und Bulgarien als eine endgültige erscheinen muß. Es zeigen sich da Parallelen mit der einstigen italienischen Richtung der deutschen Kaisergeschichte und ihrer nationalpolitischen völligen Beendigung, die nach Norddeutschland den Schwerpunkt rückte.

Skizzähafte Andeutungen, zu denen vieles näher zu erläutern bliebe. Die Weltgeschichte, die sich nach keinen ihr vorgedachten Theorien richtet, hat eine raschste Klarstellung der neuen Bedingungen und Kräfte im weiten Osten vorgenommen, nachdem sich der Knebel des Petersburger Zarentums gelöst, der die unorganisch und widerstreitend zusammengebündelten Völkerbestände zusammenhielt. Das neue Russland, gleichviel welcher Regierungsform, steht unter Nachbarlichkeiten und Spannungen, in denen nicht wir die vorderste Stelle einnehmen. Und wo einst nur alles „Russland“ war, nicht bloß am Dnepr und Schwarzen Meer, an der Wolga, sondern auch da, wo jenes Russland die Gebiete islamisch-mittelasiatischer Nomaden unterwarf, sie sich angliederte und sie doch auch staatlich erzog, steigen nunmehr neue, sich volklich zurückgegebene Unabhängigkeiten auf. Auf die oberflächenhafte Selbstsicherheit der Theorie, daß die Erdteile daran seien, an wenige Weltreiche restlos als Beute aufgeteilt zu werden, folgt in der Wirklichkeit die erneuerte Einsetzung des Nationalstaats in seine absehbar nicht sittlich erschöpften, noch

längst nicht überwunden zurückliegenden Erziehungsab-  
gaben. Der Krieg, dieser große Offenbarer der minder-  
bemerkten Veränderungen und Entwicklungen, hat auf seine  
gewaltige Anschauungswandtafel auch so tiefgreifende Wi-  
derlegungen und vielteilige Umwälzungen der politischen  
Meinungen geschrieben, daß die Lebendigen, Sachlichen  
auf lange hinaus zu tun haben werden, sie in die öffentlichen  
Verständnisse hinüberzuleiten. Als nächstes aber, im Zeichen  
des „Stirb und werde!“, bedürfen wir in Deutschland einer  
Diplomatie, die wieder sich um die wahren Wirklichkeiten  
bekümmert und die imstande ist, sie auch dann, wenn sie ganz,  
ganz neue sind, zu erkennen und so aus ihnen, und ihnen

gemäß, zu denken. Es ist kein Aufwachen, wenn Leute, die  
bis 1914 in ihrer Intellektuellenlosigkeit für unnötig hielten,  
durch aktive Diplomatie uns gegen den Weltkrieg zu ver-  
stärken und ihm vielleicht so vorzubeugen, nun 1917 und  
1918 zu denken beginnen, daß Russland zur „Vergeltung“  
uns, sobald es kann, vernichten werde. Das Jahr 1917 hat  
das Schachbrett der politischen und diplomatischen Berech-  
nungen in ein von Grund aus neues, alles in allem für  
uns aber unendlich günstigeres, verwandelt. Diejenigen  
zwar haben den geringsten Anteil daran, die nun fortan  
das neue Spiel für uns überblicken und meistern sollen.

## Die Zukunft der baltischen Völker.

Von Arthur Luther.

„Ach, Beste! Glaube, was man so verständig nennt,  
ist oft mehr Eitelkeit und Kurzseum!“

An dieses Faustwort möchte man immer wieder denken, wenn man die Bemühungen gewisser Leute bei uns beobachtet, um Gotteswillen doch die armen Russen nicht durch die Wegnahme des Baltenlandes zu kränken. Dieses Missleid — hinter dem sich zuletzt doch wohl die Furcht verbirgt, der niedergeschmetterte Kolosß könnte sich wieder aufrichten und furchtbare Rache nehmen — geht so weit, daß man sogar das sonst mit so großem Eifer verteidigte Selbstbestimmungsrecht der Völker vergibt, und es den braven Esten und Letten klar zu machen sucht, sie könnten nichts Besseres tun, als sich wieder unter die russische Herrschaft begeben, der entronnen zu sein sie im Grunde doch so froh sind. Die Beschlüsse der baltischen Landesräte werden als Beschlüsse einer Minderheit hingestellt, die in keinem Fall als Stimme der Gesamtbevölkerung gelten könne, und natürlich wird dann wieder das alte Almennmärchen von den „Baronen“ hervorgeholt. Endlich gibt es auch Leute, die den Anschluß Kurlands an das Deutsche Reich schweren Herzens gelten zu lassen bereit sind; sobald aber die Rede auf die jenseits der durch den Vertrag von Brest-Litowsk gezogenen Länder kommt, wird immer wieder betont, diese Länder stünden noch unter russischer Oberhoheit, und wir hätten bei der Entscheidung ihres Schicksals gar nicht mitzureden.

Vielleicht sind diese Leute die gefährlichsten. Denn man kann sich kaum etwas Schlimmeres denken, als wenn die Grenze von Brest-Litowsk fortan das Baltenland dauernd in zwei ungleiche Teile auseinanderreißen sollte. Dann hätten wir wirklich das, was so viele fürchten — einen „neuen Balkan“ im Westen. Die drei einst russischen Ostseeprovinzen bilden eine Einheit nicht nur durch ihre deutsche Oberschicht, die — man mag über sie denken wie man will — siebenhundert Jahre lang die Geschicke des Landes bestimmt hat, sondern auch durch ihre gemeinsame Kultur, die gleichartige Verwaltung, Rechtspflege, kirchliche Organisation. Wäre die Grenze von Brest noch eine nationale Grenze, so ließe sich allenfalls über sie diskutieren. Aber sie ist auch nicht einmal das. Sie läßt einen Teil des Lettenvolkes ostwärts liegen und trennt die Esten der dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln von der großen Masse ihres Volkes ab.

Eine wirklich gedeihliche Zukunft der baltischen Lande und der baltischen Völker ist nur denkbar, wenn die alte Einheit des einstigen Ordenslandes gewahrt bleibt. Und da bieten sich nun drei Möglichkeiten: völlige staatliche Selbständigkeit, Anschluß an Russland oder Angliederung an das Deutsche Reich.

Dass die deutschen Balten nichts sehnlicher wünschen als das letztere, ist bekannt. Es heißt aber, die Deutschen

bildeten eine so geringe Minderheit im Lande, daß ihre Wünsche nicht ausschlaggebend sein dürften. Wir wollen also einmal von ihnen abschauen und die Sache vom lettisch-estnischen Standpunkt zu betrachten suchen. Da ist nun kein Zweifel, daß ein großer Teil der sogenannten „Intelligenz“ dieser Völker nach völliger staatlicher Selbständigkeit strebt. Es fragt sich aber, ob die neuen Staatengebilde in Zukunft imstande sein werden, ihre Selbständigkeit zu wahren. Gerade dieser Krieg hat gezeigt, wie schlimm die kleinen Völker dran sind, wie notwendig ihnen der Anschluß an größere staatliche Gebilde ist. Die Ereignisse im Baltenlande selbst zeigen das vielleicht am deutlichsten. Man erinnere sich doch bloß an den verzweifelten Hilfeschrei Estlands um Rettung vor den Maximalisten! Der neugeschaffene Freistaat war nicht fähig, sich selbst zu verteidigen. Noch bedeutsamer aber ist die Geschichte der estnischen Deputation, die sich nach England begeben wollte, um dort Beistand zu finden. Es kam ja nicht so weit, aber die Tatsache als solche zeigt uns deutlich, worauf eine vollständige Souveränität der baltischen Länder schließlich hinauslaufen würde: England, das sich an der Murmanküste — dem einzigen Ausgang nach dem freien Meer, den Russland gegenwärtig besitzt — bereits festgesetzt hat, würde nach und nach auch die Ostseeländer dem „Nordischen Bund“, um dessen Zustandekommen es sich neuerdings so sehr bemüht, angliedern — und damit wäre weder uns gedient, noch Russland, dem zuliebe wir auf die baltischen Provinzen verzichten sollen. Ein de jure unabhängiges Baltenland wäre oder würde de facto ein englisches. Wie wäre es nun mit dem Baltenland als Glied der „Vereinigten Staaten von Russland“? Angeblich soll die Bevölkerung des Landes ja gerade diese Lösung der Frage vor allem wünschen. In Wirklichkeit ist das nur der Wunsch des städtischen Proletariats und eines geringen Teils der radikalen Intelligenz. Die große Masse der Landbevölkerung steht schon deshalb den Russen feindlich gegenüber, weil sie von ihrem Agrarkommunismus nichts wissen will. Kulturell aber trennt Esten und Letten von den Russen eine Kluft, die auch die dreihundert Jahre gewaltsamer Russifizierung nicht haben überbrücken können. In Deutschland hat man ja gar keine Vorstellung, wie gering der russische Einfluß bei all diesen Randvölkern gewesen ist, daher betrachtet man die natürliche Auflösung des Riesenstaates immer wieder als gewaltsame Zerschmetterung und bildet sich ein, die Teile, die immer voneinander strebten, müßten sich nun „natürlich“ zusammenfügen. Die baltischen Völker sind durchaus westeuropäisch orientiert; eine dauernde Verbindung mit Russland kann nur jenen wünschenswert scheinen, denen die gegenwärtigen Zustände in Russland behagen, aber auch diese dürften ihre Zweifel an der Dauer der Maximalistenherrschaft haben.

Bleibt also der Anschluß an Deutschland. In welcher Form er sich schließlich vollziehen wird, ist eine Frage für sich, die hier nicht weiter erörtert werden soll. Wohl aber wäre über die Bedenken zu reden, die gegen diesen Anschluß an sich vorgebracht werden. Dass wir durch Rückgabe des Baltenlandes die verlorene Freundschaft Russlands wiedergewinnen könnten, ist, gelinde gesagt, Unsinn. Denn, gedenkt Russland in Zukunft seine auswärtige Politik wieder in die Bahnen zu lenken, in denen sie sich vor dem Kriege bewegte, so ist ihm mit den Ostseehäfen wenig gedient. Dann muß es auch die Ukraine und Polen und Finnland wieder haben, und das alles ihm zu geben, sind wir ja doch nicht imstande. Orientiert sich aber Russland in richtiger Erkenntnis seiner Weltgeschichtlichen Sendung in Zukunft östlich, so braucht es die Ostsee nicht.

Einleuchtender scheint der vom nationalen Standpunkt erhobene Einspruch, wir dürften die völkische Einheit des Deutschen Reiches nicht durch die Angliederung fremder Stämme — sei es auch nur in loser Form — gefährden.

Man vergißt dabei aber, daß es um Letten und Esten doch anders steht als um Polen, Lothringer und nordschleswiger Dänen. Die baltischen Völker haben keine historische Vergangenheit wie Polen und Franzosen, sie haben keine Erinnerung an Zeiten, in denen sie einen selbständigen Staat gebildet; sie werden deshalb, wenn man sie richtig behandelt, für den deutschen Volkskörper ebensowenig eine Gefahr bedeuten wie etwa die Wenden in der Lausitz. Dass sie nach Moskau schielen könnten, wie die Elsässer Französlinge nach Paris, ist völlig ausgeschlossen. Ebenso wäre eine russische Propaganda in der Art der französischen im Elsass von vornherein zur Erfolglosigkeit verdammt. Voraussetzung wäre allerdings die Wahrung der Einheit und Untrennbarkeit des Baltenlandes. Wird das Land geteilt, so wird auch eine Irredenta geschaffen. Die Grenze von Brest-Litowsk ist eine Zufallsgrenze. Die alte Grenze zwischen Russland und Liv-, Est- und Kurland aber trennt Völker, die sich innerlich immer fremd gewesen und es bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

## Die deutsch-rumänischen Handelsbeziehungen vor dem Kriege und in der Zukunft.

Von Marcello Rogge, Berlin.

Die bisher über den Friedensschluß zwischen den Mittelmächten und Rumänien bekanntgewordenen wenigen Einzelheiten haben doch bereits soviel deutlich erkennen lassen, daß die Regierungen der siegreichen Mittelmächte in weitschauender Klugheit das Land nicht in seiner ganzen, allerdings wohlverdienten Schwere das entgelten lassen wollen, was der Verrat und die Untreue seiner kriegsheiterischen und -verlängernden Führer gesündigt haben. Der Verlauf des von diesen gewissenlosen Politikern in eigennütziger und unverantwortlicher Weise angestiften Feldzuges hat dem unter der Regierung des nur zu früh dahingegangenen weisen Königs Carol in günstigster wirtschaftlicher Entwicklung stehenden Donau-Königreich schon der furchtbaren Wunden an Gut und Blut überzeugt gebracht. Nächst den schweren militärischen Niederlagen wurden diese Opfer, wie hinlänglich bekannt, besonders von der Bevölkerung der Moldau geleistet, wo die sonst friedfertigen und arbeitsamen Bewohner dank des wahnwitzigen Starrsinns einer bestechlichen Kriegspartei Monate um Monate unter den Bedrückungen durch ihre russischen Freunde, nicht weniger aber auch unter Entbehrungen aller Art und furchtbaren Seuchen leiden mußten, während in den von den Mittelmächten besetzten Gebieten dank der vorzüglichen Organisation der Militärverwaltung unter Mitwirkung zahlreicher berufener rumänischer Vaterlandsfreunde der Bewohnerchaft nicht nur ein völlig menschenwürdiges Dasein und der Fortgang ihrer wirtschaftlichen Betätigung gewährleistet wurde, sondern sogar in unermüdlichem Fleiße gesunde Verhältnisse geschaffen wurden, welche den Bewohnern kulturelle und wirtschaftliche Vorteile in bisher von diesen wohl kaum gekanntem Maße zuteil werden ließen.

Man kann rubig behaupten, daß durch die hingebende Arbeit der Sieger im besiegten Lande diesem auf vielen Gebieten Ausichten eröffnet worden sind, nach denen sich weiter zu entwickeln dem Rumänenvolke in jeder Hinsicht möglich ist, und die für das Gediehen seiner Volkswirtschaft von größtem Wert sein dürften. Unwillkürlich drängt sich einem hier die Frage auf, wie sich wohl nach den Erfahrungen, die der gesamten Welt der Verlauf dieses ungeheuerlichen Krieges an warnenden Beispielen zuteil werden ließ, die Regierungen der Vielverbandsgruppe im Falle der so völlig siegreichen Niederwerfung

eines ihrer Gegner gehandelt haben würden. Die maßvollen Friedensbedingungen, die dem Rumänien einer verräterischen Politikerkaste jetzt von den Mittelmächten auferlegt sind, dürften den vollgültigsten Beweis dafür erbracht haben, auf welcher Seite in Wahrheit die Forderungen für die Sicherheit und freiheitliche Entwicklung der kleinen Staaten gewahrt werden. Die Grenzberichtigungen, die Österreich-Ungarn, und die Wiedergutmachung und Berichtigung territorialer Missverhältnisse, die Bulgarien rechtmäßig im Frieden von Rumänien fordern, sind in der Natur der ganzen Sachlage so fest begründet, daß Rumänien, noch dazu im Hinblick auf die günstige Lösung der bezarabischen Frage, letzten Endes in jeder Hinsicht über Erwarten günstig abgeschnitten hat. Dazu kommt, daß wir als einzige mitteleuropäische Macht auf dem Balkan keinerlei territoriale Interessen besitzen und uns nur allein mit Sicherungen auf wirtschaftlichem Gebiete begnügen können. Wir dürfen aber auch mit Recht nach allem hoffen und wünschen, daß diese Sicherungen ausgiebig und den Verhältnissen entsprechend für alle kommenden Zeiten als unantastbar festgelegt werden. Die Veröffentlichung der Verträge, über deren Ausbau lange und, wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert, zweifellos recht eingehend mit der notwendigen Sachkenntnis beraten worden ist und zurzeit noch beraten wird, dürfte uns bald eine wünschenswerte völlige Klarheit über die Regelung unserer zukünftigen Beziehungen, vorzüglich auch wirtschaftlicher Art, zu Rumänien bringen. Es ist zu erwarten, daß einmal unseren Interessen, der günstigen Stellung unserer siegreichen Macht und den doch nicht geringen militärischen Opfern, die der Feldzug und die gehabten Auswendungen im besetzten Lande mit sich gebracht haben, entsprechend voll Genüge getan wird, andererseits die Grundlage geschaffen wird, auf der über die nahe Zukunft hinaus in genügend großzügiger Auswirkung der durch die heutigen Verhältnisse geschaffenen Lage eine für beide Teile dauernd ersprechliche wirtschaftliche Zusammenarbeit gefördert werden kann.

Es dürfte heute wohl niemandem mehr zweifelhaft sein, daß dieser gewaltigste Krieg aller Zeiten letzten Grundes wie in seinem Ursprung so auch in seinen Endzielen einen ungeheuerlichen Kampf um die Lösung wirtschaftlicher Machtfragen darstellt. Wenn danach also die

Zeit vor dieser völligen Umwälzung aller Wirtschaftsfaktoren, wie sie der größte Völkerkrieg uns gebracht hat, mit der Zukunft, die nach erfolgter Neuordnung den Naturgesetzen entsprechend einmal auch in diesen Dingen wieder eine friedliche Entwicklung zeitigen muß, kaum verglichen werden kann, so ist es immerhin für eine annähernd richtige Beurteilung der kommenden Dinge vorteilhaft, sich die entsprechenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, welche vor dem Kriege zwischen den beiden Feinden und Handelsfreunden von morgen, Deutschland und Rumänien, bestanden haben.

Rumänien blickt bekanntlich auf eine verhältnismäßig schnelle und günstige Entwicklung auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete zurück. Diese Entwicklung hat es in eigentlichem Sinne, beginnend mit der Thronbesteigung des Fürsten Carol I. (1866) in ganz erheblichem Maße den Mittelmächten, vorzüglich Deutschland, zu verdanken. Dennoch waren über die bisherige Bedeutung unseres Landes für den rumänischen Markt und umgekehrt über den Grad der Bedeutung, den die Einfuhr rumänischer Erzeugnisse für Deutschland besaß, häufig auch vor dem Kriege recht unklare Auffassungen verbreitet. Erst im Verlaufe der beiden ersten Kriegsjahre erkannte man bei uns die Bedeutung, welche das Agrarland Rumänien für unser von der landwirtschaftlichen Weltzufuhr abgeschnittenes Vaterland besaß, und man wurde gleichzeitig sich dabei auch der Bedeutung inne, welche das Donau-Ölkönigreich für den zukünftigen Wirtschaftsblock der Mittelmächte haben mußte.

Den wirtschaftlichen Aufschwung Rumäniens dürfte vorzüglich ein Bericht Negebauers kennzeichnen, der im Jahre 1854 über die Wirtschaftsverhältnisse der zu jener Zeit noch unter abwechselnd türkischem und russischem Protektorat getrennt bestehenden Fürstentümer Moldau und Walachei schrieb: „Die Einfuhr an Verbrauchsartikeln kann nicht bedeutend sein in einem Lande, wo der Bauer nach Art der Türken noch kein Geld, wenn er überhaupt welches besitzt, vergräbt; wo es nur Arme und Reiche, aber keinen Mittel- und Bürgerstand gibt. Was aber eingeführt wird, müssen Fabrikate sein, da es dem Lande überhaupt an Industrie fehlt.“

Wohl gab es vordem und in jener Zeit schon Männer, die es für wichtig hielten, mit andern Ländern in Handelsverkehr zu treten, doch wurden diese stets durch die in den Jahren 1392, 1466, 1515 und 1529 mit der Türkei geschlossenen Kapitulationen an selbständigem Handeln gehindert, und im 16. Jahrhundert bestimmten die Türken einfach, daß die Bewohner der Fürstentümer ihre Erzeugnisse nicht ausführen dürften, bevor die Türken ihren Bedarf gedeckt hätten, und zwar zu Preisen, die diese zu bestimmen für gut hielten. Auch hatten die Fürstentümer die von der Türkei mit den fremden Verkehrsländern geschlossenen Handelsverträge anzuerkennen.

Nachdem zuerst Russland am Ende des 18. Jahrhunderts durch besondere Abmachungen mit der Türkei ohne Einwilligung der Fürstentümer zugleich mit dem politischen Protektorat wichtigen Einfluß auf deren handelspolitische Entwicklung erlangt hatte, und nachdem dann später nach dem Krimkriege im Pariser Frieden auch Russlands Oberhoheit endgültig beseitigt worden war, konnten die nun (1859) vereinigten Fürstentümer an eine gesteigerte Handels- und Wirtschaftstätigkeit denken, deren Erfolge bereits aus der erstmaligen amtlichen Uebersicht über die Einfuhrwerte deutlich erkennbar sind, und die nach den hauptsächlichsten Herkunfts ländern (in Lei für den Zeitraum von 1861—1865 berechnet) diese Ziffern ergaben:

Oesterreich-Ungarn	33 790 449
England	11 648 090
Frankreich	8 882 751
Andere Länder (einschl. Deutschland)	1 509 909

Der Durchschnitt der Gesamteinfuhr betrug in demselben Zeitabschnitt 70 030 141 Lei, der der Gesamtausfuhr

119 299 914 Lei, woraus sich bereits eine Mehrausfuhr von 49 259 772 Lei ergibt. Wurde also bis zum Jahre 1867 Deutschland nur in Zusammenhang mit den „anderen Ländern“ minderer Bedeutung in der Statistik des rumänischen Handelsverkehrs genannt, trat hierin bald eine erhebliche Aenderung ein. So betrug der Wert der Einfuhr von Deutschland nach Rumänien:

Im Jahre 1867	6 680 179 Lei
1872	7 376 581 "
1875	4 969 415 "

und die Ausfuhr Rumäniens nach Deutschland:

Im Jahre 1868	21 218 Lei
1871	1 588 598 "
1872	3 162 036 "

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß von der österreichischen Einfuhr aus Rumänien (1872 81 688 583 Lei) große Warenmengen im Transitverkehr nach Deutschland bestimmt waren. Von nun an siegen die Ziffern derartig, daß zu Beginn des neuen Jahrhunderts an der rumänischen Einfuhr Deutschland mit 28,5 Prozent, Österreich mit 22 Prozent und Frankreich mit nur 8 Prozent beteiligt waren. Nach Angaben der Direktion der allgemeinen Statistik des rumänischen Finanzministeriums betrug die Gesamteinfuhr nach Rumänien in Millionen Lei:

Jahr	aus Deutschland	Oester.-Ung.	England	Frankreich	Russland
1907	147,5	105,2	69,8	20,3	9,4
1908	143,8	95,1	66,7	23,2	12,7
1909	124,6	85,7	57,7	23,6	10,7
1910	138,2	97,9	56,7	25,6	11,7

Trotz der Verwicklung auf dem Balkan erreichten die deutsch-rumänischen Handelsbeziehungen noch im Jahre 1915 folgenden günstigen Stand:

Einfuhr nach Rumänien	154,06 Millionen Lei
Ausfuhr aus Rumänien	84,93 "
Einfuhr-Überschuß	69,13 Millionen Lei

Selbst ungeachtet der sattjam bekannten Schwierigkeiten, die mit Beginn des großen Völkerkriegs in den Transporten und durch die hinterhältige und ausbeutende Wirtschaftspolitik verschiedener rumänischer Regierungsmitglieder hervorgerufen wurden, belief sich die Ausfuhr aus Deutschland noch im Kriegsjahre 1915 auf nicht weniger als 180 Millionen Lei, womit wir gegenüber sämtlichen anderen Einfuhrstaaten weitaus an erster Stelle stehen. Die Haupt einfuhrartikel für Rumänien waren Eisenwaren und Werkzeuge, Maschinen und Maschinen- teile aller Art, wie landwirtschaftliche Maschinen, Werkzeugmaschinen, hydraulische Maschinen, Druckerei-, Papier-, Textilmaschinen und elektrische Apparate. Sodann kamen besonders in Betracht Arzneiwaren, Chemikalien, Drogen, Kolonialwaren, Spielzeug, Baumwoll-, Woll-, Seiden- und Lederwaren, Gummi und Gummiwaren, Holz und Holzgegenstände, Glas und Glaswaren, Pforzheimer Waren sowie Nähfäden. Sehr bedeutend war auch seit jeher der Verbrauch deutscher Kohle in dem an Kohlen armen Rumänien. Führte doch Rumänien allein im Jahre 1911 Kohlemengen im Werte von zusammen 4,85 Millionen Lei ein, wobei auf Deutschland 2,24 Millionen Lei, auf Österreich-Ungarn 1,08 Millionen Lei und auf England nur 0,68 Millionen Lei zu rechnen sind.

Bekannt sollte auch sein, daß der rumänische Geldmarkt in erster Linie von Deutschland gegründet, befestigt und gestützt wurde. 1895 sagte der rumänische Finanzminister in der Kammer: „Wir haben drei Jahre mit England und Frankreich wegen Uebernahme rumänischer Emissionen unterhandelt, ohne aus diesen Staaten überhaupt ein Angebot zu erhalten. Endlich hat sich eine französische Bankgruppe bereit erklärt, die letzten 4 Prozent Emissionen von 120 Millionen Franken zum Kurse von 78 Prozent zu übernehmen. Da aber von Deutschland die Uebernahme zu 80 Prozent angeboten war, haben wir selbstverständlich von dem teuren französischen Kredit keinen Gebrauch gemacht.“ Es ist bemerkenswert, daß nach Schätzung rumänischer Volkswirtschaftler wohl ziemlich richtig berechnet wurde, daß aus den Anleihemitteln,

die im Laufe der Jahrzehnte in Deutschland aufgebracht wurden, allein zwischen 300 bis 400 Millionen Franken durch Bezug deutscher Industrieerzeugnisse nach Deutschland wieder zurückgeflossen sind, und seitens der verschiedenen rumänischen Staatsverwaltungsstellen von dem jährlichen Bedarf im Werte von 20 bis 30 Millionen Franken ebenso mindestens 70 bis 80 Prozent aus Deutschland bezogen wurden.

Die langsam vorschreitende Gesundung der einst recht zerrütteten Finanzverhältnisse Rumäniens unter der Herrschaft des sparsamen und tatkräftigen Königs Carol veranlaßte zahlreiche deutsche Geld- und Industriehäuser, sich mit steigendem Erfolg an rumänischen Gründungen größeren Stils zu beteiligen oder solche selbst vorzunehmen, was in einsichtigen Kreisen Rumäniens auch mit Recht gewürdigt wurde. So konnte der ehemalige Ministerpräsident Peter Carp in der Zeitung „Moldawa“ schreiben: „Alle Fortschritte der rumänischen Industrie und der Landwirtschaft sind ausschließlich mit deutschem Kapital in das Leben gerufen. Frankreich und England haben zu dem wirtschaftlichen Fortschritt so gut wie garnichts beigetragen. In den Augenblicken, da Rumänien dringende Bedürfnisse hatte, sind diese nur vom deutschen Kapital befriedigt worden.“

Die Hauptausfuhrartikel Rumäniens waren wie nach allen Verkehrsländern, so auch nach Deutschland vor allem die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft, sodann die des Bergbaues, vorzüglich Mineralöle und deren Erivate. Es ist daher nicht unwichtig, zu betonen, daß das nächst seinen Agrarerzeugnissen zweitwichtigste Landesprodukt Rumäniens, das Petroleum, in der Hauptsache mit deutschem Geld erst für die Großausbeute nutzbar gemacht worden ist. Einer vor Kriegsausbruch in Bukarest erschienenen Schrift „Influenta economica a Germania in Romania“ mögen folgende bezeichnende Zahlenangaben hierüber entnommen werden\*). Die bedeutendste Petroleum-Unternehmungsgesellschaft mit deutschem Kapital ist die „Steaua-Romana“ mit einem Kapital von 120 Millionen, von welchen 100 Millionen von der „Deutschen Petroleum A.-G.“ gezeichnet sind. Diese Gesellschaft gehört einem großen Konsortium, an dessen Spitze sich die Deutsche Bank befindet und an dem auch die Nationalbank für Deutschland und die Bank für Handel und Industrie teilhaben. Es folgen: die Gesellschaft „Konsordia“ mit 12,5 Millionen, der „Deutschen Erdöl A.-G.“ gehörig; die Gesellschaft „Aurora“ mit 8 Millionen, der „Steaua-Romana“ gehörend; die Gesellschaft „Creditul Petrolifer“ mit 6 Millionen, der Finanzgruppe „Diskonto-Bleichröder“ gehörend; die Gesellschaft „Vega“ mit 5 Millionen, wiederum der Unternehmung „Deutsche Erdöl A.-G.“ angegliedert. Wie weitverzweigt schon bisher die wirtschaftlichen Beziehungen mit Rumänien waren, zeigt wohl auch die Tatsache, daß in rumänischen Banken erhebliche Summen deutschen Geldes arbeiten. So wurden von den bedeutendsten rumänischen Finanzhäusern die „Banca Generala Romana“ gegründet durch die beiden Berliner Bankinstitute Diskonto-Gesellschaft und S. Bleichröder, mit einem Kapital von 15 Millionen Lei; die Bank „Banca Marmorosch, Blaik & Co.“ mit dem Hauptkapital durch die „Pester-Ungarische-Kommerzbank“ zu Budapest und die Bank für Handel und Industrie mit einem Kapital von 20 Millionen Lei. Hierzu kommen noch die „Banca de Credit Roman“ (20 Millionen Lei) und die „Banca Com-

\*) Vgl. auch des Verfassers „Rumäniens einziger Weg“. Berlin 1916, Verlag Voll u. Pickardt.

merziale Romana“ (12 Millionen Lei), die beide von deutsch-österreichischen Bankkonsortien gegründet wurden. In diesem Zusammenhange ist noch bemerkenswert, daß noch kurz vor dem Kriege mit Rumänien an der Berliner Börse 1914, 49 Millionen Lei rumänischer Staatsanleihen und daneben 74,15 Millionen Lei Bukarester Stadtanleihen zur Notiz zugelassen waren.

Nichtsdestoweniger dürfen wir naturgemäß die Hoffnungen auf die Wieder- und Weiterentwicklung der durch den Krieg jäh unterbrochenen Wirtschaftsbeziehungen mit Rumänien, das nach dem Wunsche seiner derzeitigen verständigen und weitschauenden Führer sich dem zukunftsreichen mitteleuropäischen Wirtschaftsblock in seinem eigensten Interesse möglichst eng angliedern soll, nicht überspannen. In dieser Beziehung erschienen die einmal im Bukarester Tagblatt wiedergegebenen Ausführungen eines guten Kenners der einschlägigen Verhältnisse und finanztechnischen Fachmannes von ganz besonderem Wert. In nüchterner und sachlicher Einschätzung, welche die Dinge sieht, wie sie sind, kommt dieser Gewährsmann zu folgendem Schluß: Man darf in Rumänien nicht ein Land sehen, in dem fremdes Kapital in beliebiger Höhe durch Anlage in neu zu schaffenden Industrieunternehmungen ein unbedingt sicheres und lohnendes Unterkommen finden kann. Noch für längere Zeit wird die Landwirtschaft die Hauptbeschäftigung und die Hauptquelle des Wohlstandes bilden; doch in beschränkterem Maße und im Schritt mit der Entwicklung des Mittelstandes und der Erhöhung des wirtschaftlichen Standes der Bauernbevölkerung wird deutsches Kapital in neuen Industrie-Unternehmungen gute Verwendung finden können, wenn den Geldgebern Sicherheit geboten wird, daß den zur Leitung ihrer Institute und Anlagen eingesetzten Landsleuten auch fernerhin keine Schwierigkeiten in der Ausübung ihrer Tätigkeit in den Weg gelegt werden.

Für eine Kapitalbeteiligung in der Industrie dürfen in erster Reihe Mühlenbetriebe, Webereien und Fabriken, die sich mit der Herstellung von Lebensmitteln (Konserven, Biskuits usw.) beschäftigen, in Betracht kommen. Ferner läßt sich die Holz- und Lederindustrie, sowie die Herstellung von Oelen und Seifen, auch die Papier- und Porzellan-Industrie weiter ausbauen. Man muß aber den Gedanken aufgeben, daß damit hier in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Vermögen zu gewinnen sei; solche Tendenzen haben zu den früheren ungesunden Zuständen ein gut Teil beigetragen.

Jedenfalls wird auch Rumäniens industrielle Zukunft auf der ständigen Anlehnung an Deutschland und auf der regen Erhaltung geldlicher und wirtschaftlicher Beziehungen zu ihm beruhen, und es kann dem Lande nur zum Wohle gereichen, wenn hier der Geist deutscher Ordnung, Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit seinen heilsamen Einfluß als Gegengewicht zu der leichteren rumänischen Lebensauffassung in möglichst eindringlicher Weise geltend macht.

Halten wir uns diese verständigen Erwägungen vor Augen, so dürfen wir zwar die fernere Entwicklung der deutsch-rumänischen Wirtschaftsbeziehungen mit berechtigter Erwartung begrüßen und mit reger Aufmerksamkeit verfolgen, aber andererseits mitnichten die kühle Kritik vermissen lassen, die uns allein vor etwaigen Schädigungen zu bewahren vermag. Im übrigen wird es Sache unserer Regierung sein, in den Friedensverträgen die gefundenen Grundlagen, welche dem Wiederaufbau der einstigen Beziehungen dienen sollen, zu schaffen. Daher nochmals: „Videant consules...“

## Deutsch-bulgarisches Fest des „Dubvid“.

Von Adolf

Im Kaisersaal des Zoologischen Gartens in Berlin hatte sich eine große Schar auserlesener Gäste am 20. April um  $\frac{4}{2}$  Uhr nachmittags eingefunden, um an einem eigen-

artigen Feste teilzunehmen, das veranstaltet war vom Donau-, Balkan- und Schwarzmeander-Verband „Dubvid“. Es galt, dem bulgarischen Gesandten in Berlin,

D. Rizoff\*, als dem Vertreter des Königs von Bulgarien die Stiftungsurkunde zu übergeben, die eine von Mitgliedern und Freunden des „Dubvid“ angekaufte slawische und deutsche Bücherei der Akademie der Wissenschaften in Sofia als Geschenk überweist.

Diese feierliche Veranstaltung bildet einen bedeutungsvollen Markstein in dem achtjährigen Bestehen des Verbandes; denn die Beteiligung daran von politisch und gesellschaftlich angesehenen Persönlichkeiten, die gehaltvollen Reden, die man zu hören bekam, die trotz Platzmangels ausführliche Würdigung, die fast alle führenden Berliner Zeitungen dem Feste zuteil werden ließen, bezeugen klar und deutlich das Ansehen, die Bedeutung und den Einfluß der Vereinigung. Diese erste öffentliche großzügige Feier des Verbandes hat insofern auch politische Tragweite, als sie eine neue, innigere Verknüpfung der deutsch-bulgarischen Freundschaft auf rein geistigem Gebiete bildete.

Zur festgesetzten Stunde begannen sich die großen Räume des Kaisersaales, der an 1000 Personen fährt, rasch zu füllen. Die Gäste wurden mit Tee bewirtet. Junge hübsche Damen boten Kuchen, Bonbons und Blumen zum Verkauf an, und dieses mit großem Erfolg. Nach diesem angenehmen Vorspiel zu dem Fest eröffnete der Vorsitzende des „Dubvid“, Dr. Otto Springer, den sogenannten politischen Teil des Festes mit einer kurzen, warmen Grüßungsansprache. Hierauf hielt Reichstagsabgeordneter Dr. Stresemann, der Aufforderung des Festauschusses gern entsprechend, folgende gehaltvolle Rede:

„Wir durchleben augenblicklich entscheidungsvolle Stunden. Wir empfinden als Deutsche die ungeheure Größe der jetzigen Kämpfe in dem gewaltigen Weltringen, wir sind freudig bewegt über jeden Erfolg unserer Waffen im Westen, und wir sehen dem endgültigen Siege Deutschlands und seiner Verbündeten entgegen. Wir finden die kommende Entscheidung in dem großen Weltkrieg auch vorgezeichnet in den Friedensschlüssen im Osten, die vorangegangen sind, und in dem bevorstehenden Frieden mit Rumänien, der wohl nur noch eine Frage von Tagen oder wenigen Wochen ist und der mit die Grundlage bilden wird der künftigen politischen Verhältnisse auf dem Balkan, der aber vor allem auch einen bedeutungsvollen Abschnitt darstellen wird im politischen Leben des bulgarischen Volkes. Das gibt uns die Veranlassung, am heutigen Tage unserer bulgarischen Freunde besonders zu gedenken.

Ich glaube, das Eine ohne Widerspruch feststellen zu können: daß über alle Parteiungen, die keinem Volke erspart werden, über alle Parteiungen und Differenzen der Anschauungen hinweg das deutsche Volk die Entwicklung Bulgariens, wie sie sich jetzt andeutet in dem Groß-Bulgarien der Zukunft, mit seinen herzlichsten Sympathien begleitet. Das Bündnis, das zwischen Bulgarien und uns geschlossen ist, ist noch jung, erst wenige Jahre alt, aber es ist in unserem Volke fest verankert.

Ich habe vor kurzem Aufsätze gelesen, die Herr Professor Teodoroff, irre ich nicht, der jetzige Rektor der Universität Sofia, herausgegeben hat und wo mit besonderer Betonung wiederholt davon gesprochen wird, daß man die Bulgaren die Preußen des Orients genannt habe. Ich würde in unserem Kreise diesen Ausdruck nicht gebrauchen, wenn er nicht von einem der geistigen Führer Bulgariens selbst geäußert worden wäre. Es tut einigermaßen wohl, wenn in einer Zeit, in der der Begriff des preußischen Militarismus vom Haß der ganzen Welt umloht wird, man einmal findet, daß der Vergleich mit Preußen und preußischer Eigenart als Stolz einer Nation empfunden wird. Vielleicht liegt in diesen Worten des Professors Teodoroff noch mehr, vielleicht etwas, was eine gewisse Verwandtschaft der beiden Völker zum Ausdruck bringt, auch im Gleichklang ihrer Geschichte. Denn auch wir haben unsere nationale Einheit nicht als Geschenk von der Natur empfangen, sondern haben sie er-

kämpfen müssen. Die ganze Geschichte Preußens und Deutschlands zeigt bis 1871 den Leidensweg eines um seine Einheit und Größe ringenden Volkes. So wie die Bulgaren, namentlich die Mazedonier, mit ihrer ganzen Initiative für den Gedanken der Vereinigung aller Bulgaren gekämpft und diesen Gedanken gepredigt haben, so, wie unser verehrter Guest, Seine Exzellenz der Herr bulgarische Gesandte, ja selbst einer der Vorkämpfer dieses Gedankens gewesen ist, und viele Mazedonier den Kern dieses Strebens des bulgarischen Volkes gebildet haben, so haben wir an uns gesehen, daß lange, ehe es zur nationalen Einheit kam, der Gedanke dieser Einheit in die Herzen und Hirne des deutschen Volkes hineingehämmert werden mußte, ehe aus dem Schlachtendonner und dem Völkerringen die Tat der Einigung entstehen konnte. Dem Kampf der Ideen folgte der Kampf des Schwertes, der die große Grundlage gegeben hat für die Entwicklung Deutschlands von einem Auswandererstaat zum wachsenden Volksstaat, zum Volk der 70 Millionen, zu seiner politischen Macht und Größe. Den Grund dazu haben die militärischen Siege der deutschen Heere von 1870/71 gelegt. Vergleiche ich die Entwicklung Bulgariens damit, stelle ich mir vor Augen, wie Bulgarien gekämpft und gerungen hat in der See, gekämpft und geblutet in den Balkankriegen, wie es im zweiten Balkankrieg von dem eigenen Bundesgenossen verraten und um die Früchte des Sieges gebracht worden ist, jetzt aber in dem Groß-Bulgarien der Zukunft das praktische Endergebnis dieser Kämpfe sieht, dann will mich dünken, daß, so wie von 1871 ab die große Entwicklung Deutschlands erst anhebt, die große Zukunft Bulgariens erst datiert werden wird vom Ende dieses Weltkrieges ab.

Wir sehen, wie das schwierige mazedonische Problem, an dessen Beseitigung Europa lange vergebens gearbeitet hat, jetzt gelöst worden ist. Wir sehen die nationale Einheit Bulgariens verwirklicht in diesem Krieg. Wir bringen unsere herzlichsten Glückwünsche zu der Entwicklung dar, vor der Bulgarien stehen wird, wenn Groß-Bulgarien Tatsache geworden sein wird. Zu dieser Entwicklung werden die Voraussetzungen im bulgarischen Volke gegeben sein.

Wenn der Frieden kommt und die Deutschen in Zukunft mehr nach Bulgarien kommen werden als früher, wenn unsere Völker sich gegenseitig näher kennen lernen werden, dann werden viele von denen, die bei uns mit dem Begriff „Balkan“ vielfach ganz verzerrte Anschauungen verbunden haben, staunen über die Volksbildung in Bulgarien, über den Bildungseifer eines Volkes, das in seinen Gymnasien, Mädchenslyzeen und Volksschulen selbst in den kleinen Städten Vorbildliches geschaffen hat und worin sich am deutlichsten der Aufstieg eines Volkes zeigt. In dem Bildungshunger des bulgarischen Volkes ist ein Element großer Entwicklung gegeben, in seiner Arbeitsamkeit und Sparsamkeit liegen die Grundlinien für die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung, für die kommende Macht Bulgariens, das einen Überschuß an Kraft und Initiative in seinem Volk, an seiner Spitze einen genialen Fürsten, hervorragende Staatsmänner und Politiker besitzt.

So, glaube ich, ist das Fundament sicher gelegt, auf dem die große Zukunft Bulgariens sich aufbauen wird. Unsere herzlichsten Glückwünsche geleiten unsere Verbündeten in diese Zukunft, und wir hoffen, daß das Bündnis der Staatsmänner durch das gemeinsam auf den Schlachtfeldern vergossene Blut ein Bündnis der Völker sein wird in aller Zukunft.“

Nachdem der lebhafte Beifall, mit dem diese Rede aufgenommen wurde, sich gelegt hatte, nahm Dr. Falk Schupp das Wort. Er betonte, daß frühere Bündnisse meist mit der Beendigung des Krieges erledigt waren, ohne daß zwischen den Völkern geistige Beziehungen eingegangen wurden. Das Volk der Dichter und Denker weist solche materialistische Auffassung weit von sich. Der Vortragende berichtete sodann über die Tätigkeit des „Dubvid“, der, seit 8 Jahren bestehend, in München aus

\* Bekanntlich ist der Gesandte am 23. April gestorben.

regelmäßigen „Sympathieabenden“ für die dort studierende bulgarische Jugend sich entwickelt hat, und erläuterte die Bedeutung der für die bulgarische Akademie der Wissenschaften bestimmten Bücherei ihrem inneren Werte nach, sowie als neuerliches Zeichen dafür, daß Deutschland unentwegt bemüht ist, dem befreundeten Bulgarenvolk nicht bloß politisch und wirtschaftlich zur Seite zu stehen, sondern auch mit wissenschaftlichem Rüstzeug beizuspringen. Zum Schluß wies der Redner auf einige Unika und Kostbarkeiten dieser Bücherei hin, die in einem Nebensaal ausgestellt war. Die Zuhörer, die den Ausführungen mit Aufmerksamkeit gefolgt waren, dankten durch starken Beifall.

Hierauf erhob sich Exzellenz Rizoff und hielt — zum ersten Mal während seines Berliner Aufenthaltes in öffentlicher Rede, auf bulgarisch — eine bedeutungsvolle Ansprache, die sodann in deutscher Übertragung verlesen wurde. Sie lautete:

„Sehr geehrte Herren!

Mit Gefühlen aufrichtiger Dankbarkeit nehme ich diese kostbare Kulturgabe für unsere Akademie der Wissenschaften, deren Protektor Seine Majestät der Zar der Bulgaren ist, entgegen. — Diese Gabe hat für uns einen doppelten Wert: sie läßt uns von neuem an der hohen deutschen Kultur, auf welche die ganze zivilisierte Welt mit Ehrfurcht blickt, teilnehmen, und gleichzeitig ist sie ein neuer Beweis seitens unserer großen Verbündeten dafür, daß es ihr Wunsch ist, sich uns mehr und mehr zu nähern. Daher hat auch diese Kulturgabe ihre politische Bedeutung.

Ich bin glücklich, die Ehre zu haben, diese wertvolle Gabe der Akademie übermitteln zu dürfen, und danke dafür von ganzem Herzen den ausgezeichneten Initiatoren und Schenkern.“

Der überaus warme Beifall, der dieser Rede folgte, war eine offenkundige Freundschaftskundgebung der Anwesenden für Bulgarien und die Bulgaren.

\* \* \*

Die künstlerischen Darbietungen, die nach kurzer Pause auf die Reden folgten, boten abwechslungsreichen Genuß. Sie wurden durch das feinfühlige und technisch vorzügliche Klavierspiel von Nino Romaine eingeleitet, die einen Walzer von Chopin und die „Tarantella“ von Liszt zu Gehör brachte. Darauf folgten zwei Duette von Felix Mendelssohn-Bartholdy und deutsche Volkslieder, gesungen von der stimmbegabten vortrefflichen Konzertsängerin Erna Gerstmann und dem überall in deutschen Ländern rühmlichst bekannten Kammersänger Alexander Heinemann. Hierauf entzückte Alfred Wittenberg, einer der größten Meister im Geigenspiel, die Zuhörer durch den Vortrag eines „Nocturno“ von Chopin-Sarasate und „Andenken an Moskau“ von Wieniawski. In der Folge sang die königliche Hofopernsängerin Johanna Emmler-Heinze mit ihrer schönen Stimme kunstvoll die Senta-Ballade von Wagner und die Lieder

„Verborgenheit“ und „Er ist's“ von Hugo Wolf. Kammerjänger Heinemann betrat dann aufs neue die Bühne und trug mit Meisterschaft die bekannten und beliebten Balladen von Karl Löwe „Prinz Eugen“ und „Fridericus Rex“, sowie den „Talisman“ von Robert Schumann vor. Rejicanger, im Vortrag heiterer Skizzen und Gedichte unerreicht, ergötzte die Besucher mit übermäßigen Schöpfungen von Wilhelm Busch und anderen Schriftstellern. Besonderen Reiz bot dann der bulgarische Reigen, den Mitglieder der Gesellschaft unter der ausgezeichneten Leitung der königlichen Solotänzerin Nannu Mangelsdorff aufführten. Im bulgarischen Einzeltanz erregte hierbei die begabte Bildhauerin N. Batschakoff aus Sofia, eine eigenartige Erscheinung, durch ihre vortreffliche Darbietung Aufsehen. Den Abschluß der künstlerischen Vorträge machte die jugendliche talentierte Harfenspielerin Marta Riegel mit einer Tondichtung „Nordische Ballade“ von Franz Poenitz. Die Zuhörerschaft dankte allen Künstlern, die in liebenswürdiger Weise bereitwillig mitgewirkt und zum Gelingen des Festes so viel beigetragen haben, mit starkem, wiederholtem Beifall.

\* \* \*

Unter den Anwesenden bemerkte man viele von hoher Stellung, von Ansehen und Bedeutung. Einige seien hier in bunter Reihenfolge genannt: Exzellenz Rizoff mit seiner anmutigen Gemahlin, vom Auswärtigen Amt Legationsrat von Rheinbaben, vom Kriegsministerium Major Nitschmann, ferner Frau Dr. Stresemann, Legationssekretär Dr. Anastasoff, Professor Dr. Kässner, Admiral Recke, Konsul Baschwitz, Major Jaffé, Generalkonsul Mandelbaum, Fürst Matzhabelli, Mitglied des Reichstags und des bayrischen Landtags Dr. Thoma, Gardeleutnant Radoslawow, Dr. Vollbehr, Fürstin Galizin, Frau Geheime Hofrat Becker mit Tochter. Deutsche und bulgarische Offiziersuniformen waren stark vertreten, u. a. war Oberst Nikiforoff erschienen.

Ein Teil der Gesellschaft versammelte sich dann an den Tischen, um sich durch Speise und Trank zu stärken, worauf die Geselligkeit einsetzte, die bis zur Polizeistunde währte. Zu dem vorzüglichen Gelingen des Abends hat Frau von Orsa durch unermüdliche Arbeit erheblich beigetragen. Das Fest in seinen drei Teilen — Politik, Kunst und Geselligkeit — wird sicherlich allen Besuchern in angenehmer Erinnerung bleiben und damit unmittelbar und mittelbar dem „Dubvid“ neue Mitglieder und Freunde zuführen.

Wir schließen diesen Bericht mit dem letzten Satz in der Schilderung, die die „Tägliche Rundschau“ von der Veranstaltung entworfen hat: „So gestaltete sich das politisch-gesellschaftliche Fest zu einem fröhlichen, abwechslungsreichen Beisammensein, das seinen Zweck, die Beziehungen zwischen Deutschen und Bulgaren zu vertiefen, zweifellos erfüllt haben wird.“

## Dimitri Rizoff †.

Von Adolf

Ein schwerer Schlag hat das bulgarische Volk und seine Freunde getroffen: der Gesandte Bulgariens, Dimitri Rizoff, ist in Berlin am 23. April gegen Abend nach kurzer Krankheit den Folgen eines Herzschlages erlegen. Ein edler Mann hat seine klugen Augen für immer geschlossen, die stets nach einer Gelegenheit spähten, seinen Bulgaren wohl in erster Linie, aber doch auch, soweit dies möglich war, jedem Menschen, mit dem er in Verührung kam, irgendwie zu nützen. Während der letzten Unterredung, die ich mit ihm hatte — es war am Sonnabend Nachmittag kurz vor Beginn des deutsch-bulgarischen Festes des „Dubvid“, an dem er eine bulgarische Rede hielt — sprach er nur ganz flüchtig davon, daß ihm das Herz

Beschwerden mache, ausführlich aber ließ er sich über bulgarische Angelegenheiten aus, im besonderen über die Bücherei, die deutsche Bulgarenfreunde der Akademie der Wissenschaften in Sofia gestiftet haben.

Rizoff begann seine Laufbahn als Journalist und Revolutionär. Zusammen mit dem Schriftsteller Stojanoff und dem Hauptmann Panizza gelang es ihm, 1885 Nordbulgarien mit Südbulgarien zu vereinigen. Unter schwierigen Umständen hat er mehrere Jahre in Russland gelebt und dort das Volk lieben gelernt. Mit dem zaristischen Regime aber konnte er sich nicht befreunden. Er trat in den diplomatischen Dienst ein, war in Rom, Belgrad und Cetinje tätig — hier lernte er seine Gattin

kennen —, ging dann als Gesandter nach Rom und kam im Oktober 1915 nach Berlin.

Ein eifriger Vorkämpfer für den Anschluß seines Vaterlandes an die Mittelmächte, fand er in der deutschen Reichshauptstadt die günstigste Gelegenheit, in diesem Sinne vortrefflich zu wirken. Seine hervorragende Befähigung als Staatsmann, seine genauen Kenntnisse der Balkanländer sowie Russlands ermöglichten ihm dies in weitestem Maße. In den führenden politischen Kreisen Deutschlands schätzte man ihn deshalb auch sehr hoch ein. Sein schlichtes, aufrichtiges, gütiges Wesen erwarb ihm die Achtung und Neigung jedes Menschen, der ihn kennen lernte.

In Bulgarien hat man den unerwarteten Heimgang dieses edlen Mannes außerordentlich schmerzlich empfunden. Er liebte sein Vaterland mit glühender Liebe und man erwartete von ihm mit Zuversicht noch viele Werke und Taten zu Nutz und Frommen seines Volkes. Einen so gediegenen Diplomaten zu ersetzen, wird der Regierung in Sofia nicht leicht fallen, und der Nachfolger wird einen schweren Stand haben, da Vergleiche mit seinem Vorgänger unvermeidlich zu erwarten sind. Wie dem auch sei, Deutschland hat an ihm einen genialen Vermittler mit Bulgarien verloren, der sich keineswegs auf seine diplomatische Tätigkeit beschränkte, vielmehr jeden Anlaß benützte, um auch auf anderen Gebieten, namentlich auf geistigem, die bestehenden Beziehungen zwischen beiden Staaten zu festigen und neue anzuknüpfen. Eine reiche Fülle von Ideen — über einige von ihnen sprach er mit mir —, deren Verwirklichung den Bulgaren Segen gebracht hätte, ist nunmehr für immer begraben, denn kennte man sie auch alle, sie durchzuführen wäre bloß Rizoff imstande gewesen.

Den Tod hat Rizoffs Arbeitsfreude beschleunigt. Er gönnte sich nur selten Ruhepausen. Für ihn gab es keine

Kleinigkeiten und keine Nebensächlichkeiten; er erledigte eine wichtige Staatsangelegenheit mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie irgendein belangloses Anliegen eines Mitgliedes der bulgarischen Kolonie. Ging man ihn um eine Gefälligkeit an, so konnte er nur schwer „nein“ sagen; es sei denn, es handelte sich um eine ungehörige Angelegenheit.

Sein goldener Traum war, wieder zu seinem früheren Beruf zurückzukehren, aufs neue zur Feder, die er glänzend führte, zu greifen und in Zeitungen und Zeitschriften für Recht und Freiheit zu kämpfen. Mitten im Weltkrieg mochte er sich von dem Staatsdienst nicht zurückziehen; aber dann, wenn erst Friede in der Welt herrschte, was er bestimmt für das laufende Jahr erwartete, wollte er demissionieren und in Sofia eine großzügige Tageszeitung gründen. Die sollte, in wirklich ganz eigenartiger Ausgestaltung, unermüdlich sich dafür bemühen, daß das Bündnis seines Landes mit den Mittelmächten sich immer stärker in Hirn und Seele der Bulgaren einwurzele. Oft und oft hat er mir in vertrautem Gespräch erklärt, daß er das deutsche Volk fast in allen Beziehungen für das höchstherrschende in der Welt betrachte.

Es war Rizoff nicht vergönnt, die Verwirklichung seiner hohen Ziele in der Heimat anzustreben. Der Tod hat ihn, der ein hoher Fünfziger war, aber viel jünger aussah, plötzlich hingerafft. Um diesen Idealisten, diesen friedfertigen Menschenfreund trauern mit Zug und Recht die Bulgaren; auch wir haben Grund, den Tod dieses Mannes mit dem klugen Kopf und dem warmen Herzen zu beklagen, nicht minder seine Freunde und näheren Bekannten.

Rizoff hinterläßt eine Witwe und zwei Kinder — ein fünfjähriges Mädchen und einen achtjährigen Knaben. Daß so viele Menschen mit ihnen trauern, ist vielleicht eine kleine Linderung des großen Schmerzes.

## Ostkarelien.

Von Professor Kranz, Steglitz.

Der Schwede Stenberg ist der Verfasser nur eines Teils der unten genannten Schrift\*); von sieben Kapiteln sind ihm vier, „so gut wie druckfertiges Material“, von Personen zugestellt worden, die „zufolge besonderer Umstände ungenannt bleiben mußten.“ Diese Unbenannten, russische Untertanen, haben aus eigener Anschauung und eindringendem Studium eine ersichtlich sehr genaue Kenntnis von dem an ihre finnische Heimat sich ostwärts anschließenden Ostkarelien, von der Geschichte, der Natur und den Bewohnern dieses Gebiets, sowie von den volkswirtschaftlichen Verhältnissen, der Besiedlung und dem Stande der kulturellen Entwicklung. An der Hand einer Karte und einer Tabelle macht uns Stenberg mit den 5 Gruppen der mongoloiden Ugro-Finnen, der Ugrischen-, der Permischen-, der Wolga-, der Lappen- und der Ostsee-Gruppe, sowie mit ihrer Verbreitung über Nordostrussland bekannt; außer 12, dem Untergange im slawischen Meere geweihten Völkerplittern gehören zu ihnen die südwärts gewanderten Magyaren (10), die Esten (1,2), die Finnen (3<sup>1</sup>/<sub>3</sub>) und unsere Ostkarelier (1/4 Million). Letztere bewohnen, wie das zweite Kapitel zeigt, ein weit ausgedehntes, an Naturschätzen reiches, aber an Menschen leeres Land, das 1907, bei 3800 Quadratmeilen, nur 187 000 Einwohner aufwies, von denen 70 000, weil sie sich russisch auszudrücken vermochten, von Amts wegen als „Russen“ abgestempelt wurden. Der Gang der Geschichte hat es so gefügt, daß die Ostkarelier, während ihre nächsten Anverwandten, die Finnen, unter schwedischem Einfluß römisch-katholisch, dann Lutheraner wurden und bis heute eine Provinz des germanischen Geistes sind,

sich seit dem 15. Jahrhundert unter dem Druck des großrussischen Nowgorod der griechisch-katholischen Kirche zugewendet haben; da sie aber, volksschulbildunglos, vom Geiste der christlichen Lehre unberührt geblieben sind und nur die Formen mechanisch beachten, ist ihre uralte Naturreligion bis auf den heutigen Tag in ihnen mächtig; alljährlich begehen sie in heiligen Opferhainen mit uraltem Ritual, besonderen Opferverrichtern aus einer seit altersher dazu privilegierten Familie, mit Festspielen und Festessen Tieropfer; auch huldigen sie dem Baumkultus. Fischer und Jäger, nur zum kleinsten Teil Ackerbauer, sind sie nach Vorzügen und Mängeln ein Naturvolk, werden sich jedoch, dem großrussischen „Gefängnis der Völker“ entronnen, unter glücklicheren und freieren Verhältnissen schnell, wie die Finnen, zu einem Kulturvolk entwickeln. „Mit reger Intelligenz, empfindlichem Temperament, reicher und origineller Phantasie, ungewöhnlicher poetischer und überhaupt künstlerischer Begabung und Formengebungsfähigkeit ausgerüstet, hat dieses Volk der Einöden bereits einen seltenen Beweis seiner geistigen Kraft geliefert: den kostbaren, durch mündliche Tradition und gutes Gedächtnis von Geschlecht zu Geschlecht übertragenen Schatz von Volksposie, das finnische Nationalepos Kallevala.“

Stenberg und seine Mitarbeiter wollen uns Deutsche, die wir von jenen Landen zunächst der Mitternachtssonne nicht viel mehr als nichts wissen, belehren; was sie in ausgiebiger Weise tun, denn das schmächtige Heft birgt eine erstaunliche Fülle von wissenswerten Tatsachen; sie wollen zuzweit aber, und das ist ihr Hauptzweck, uns bestimmen, ihren Wunsch der Vereinigung von Ostkarelien mit Finnland zu erfüllen.

\*) Stenberg, Ostkarelien. 1,50 Mr.

Die Grenze zwischen dem politischen Finnland, das erst 1809 aus schwedischer in russische Hand überging, und dem seit Jahrhunderten russischen Karelien nebst Kola ist nirgends eine natürliche, sondern eine durchwegs künstlich gezogene. Tatsächlich ist das ganze Gebiet zwischen dem Bottnischen Meerbusen und dem Weißen und Eismeer, im Süden bis zur Linie Petersburg, Ladogasee, Onegasee, Onegamündung, im Norden bis an Norwegens Finnmarken reichend, eine klar und scharf umgrenzte geographische und ethnographische Einheit; grundverschieden von dem südlich anstoßenden russischen Flachlande mit seinen Sedimentärgesteinen, den großen langsam dahinströmenden Flüssen und dem Mangel an Seen. Dieses größere Finnland, mit der skandinavischen Halbinsel fest verwachsen, das östliche Glied des von den skandinavischen Gelehrten „Fennoscandia“ genannten Länderkomplexes, weist nach Richard Pohle\*) durchweg gleichartigen geologischen Bau, eine Nebermenge von Seen und die gleichen, meist aus Gneisfelsen oder -Blöcken bestehenden Küstenbildungen, auch die gleichen Naturschätze über und unter der Erde auf. Überall wohnen dort blondhaarige Finnen, die die gleiche karelische Sprache reden, von gleicher seelischer Eigenart sind und die gleiche Abneigung, ja Haß gegen die großrussischen Zwingherren hegen, die Finnen und auch die Karelle, letztere trotz der mit den Russen gemeinsamen Konfession, die zwar diese ausgeprägten Stimmungs- und Phantasiemenschen durch ihre mystischen Zeremonien, ihren Heiligen- und Bilderkultus anzieht, aber doch nur Gewohnheits-, nicht Herzenssache ist. Um zusammenzufassen: Land und Volk Großfinnlands sind homogen und von der Natur dazu bestimmt, in einem Staate zusammenzuleben und die gleichen Aufgaben politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art zu lösen.

für die Finnen, die ihren Zielen, keine Mühe scheuend, zäh und hartnäckig zustreben und sie deshalb auch zu erreichen pflegen, ist die Vereinigung der sämtlichen Stammesgenossen in einem Staate ein Ideal und Ehrensache. Da sie Realpolitiker sind, so wissen sie auch die materiellen Vorteile zu schätzen, die ihnen aus der Verwirklichung dieses Ideals erwachsen müssen. Vor allem kämen sie, die hervorragend tüchtige Seefahrer und Fischer sind und mit ihrer Handelsflotte von 4200 Schiffen alle Meere der Erdkugel befahren, aus ihrem Kerker, dem mare clausum, ans offene, fischreiche Weltmeer und zu eisfreien Häfen an der Murman-(Normannen)Küste, z. B. nach Alexandrowsk, das seit kurzem durch die Eismeerbahn mit Petersburg in direkter Verbindung steht und heute Engländer und Franzosen besetzt halten. Sie kämen ferner zu einer erheblichen Menge natürlicher Reichtümer, zu nützlichen und kostbaren Gesteinen und Mineralien, z. B. zu Marmor von großer Schönheit und in mächtigen, bis 21 Meter hohen Lagerungen, zu Porphyr, Quarzit, Graphit, Kupfer- und Eisenerzen, zu einem unermesslichen, fast ganz dem russischen Staate gehörenden, an Pelztieren reichen Waldgebiete, zu Flüssen und mehreren Tausend Seen von ungewöhnlichem Fischreichtum und zu Stromschnellen und Wasserfällen, die ihrer erhabenen Naturschönheit und ihrer Wasserfülle wegen bekannt sind und nach Pohle ebensoviel (3 Millionen) bisher unbekannte Pferdekräfte für künftige Industrieeinrichtungen bergen wie Finnland selbst. Der fluge und flehige Finne wird diese Naturschätze, wenn sich ihm deutsches Kapital zur Verfügung stellt, zu heben und zu verwerten wissen.

\*) Sering, Westrußland und Mitteleuropa. Leipzig 1917. B. G. Teubner. (4,50 M.)

freilich bleibt ihm dann so gut wie alles zu tun. Ackerbau und Viehzucht stehen in Ostkarelien auf äußerst primitivem Standpunkt. Das landwirtschaftlich benutzte Areal ist winzig, Moorkultur und Wiesenbau werden nicht betrieben, Milchwirtschaft ist so gut wie unbekannt. Auch das Gewerbsleben befindet sich in einem gänzlich unentwickelten Stadium. Das Wenige, was an Industriewerken bisher im Gange war, gehörte dem Staate oder angesiedelten Russen, so Putilows neue Stahlgießerei am Ladogasee, ein Hochofen Semjonows und ein Porphyrbruch, der Material zu zahlreichen Prachtbauten Petersburgs und unter anderem auch zur Grabstätte Napoleons I. im Invalidendome zu Paris geliefert hat.

Doch ich laufe Gefahr, mich in Einzelheiten zu versetzen, die sich bei Stenberg, auf den hiermit nochmals verwiesen sei, sorgfältig gesammelt finden und dort nachzulesen lohnen.

Wenn mit deutscher Hilfe ein Großfinnland entsteht, so ist dieses, ein geschlossenes Staats- und Wirtschaftsgebiet, mit 10 600 Quadratmeilen größer als das Deutsche Reich; wenn Finnmarken dazu käme, das bereits Nikolaus I. 1850 zu „erwerben“ versuchte, so würde es sogar 11 460 Quadratmeilen mit  $3\frac{1}{2}$  Millionen Einwohnern umfassen. Wenn die dringend notwendige Agrarreform, die Aufteilung von Land an die Landlosen, was nur eine Kapitalsfrage ist und einen Aufwand von nur 60 Millionen finnische Mark bedingt, durchgeführt würde, und wenn unter Ausnutzung jener Wasserkräfte eine Großindustrie entstünde, so würde die Auswanderung nach Amerika sofort aufhören und die Einwohnerzahl sich in einem Menschenalter verdoppeln. Die Entwicklungsmöglichkeiten für Großfinnland ergeben sich aus folgenden Zahlen. 1910 waren in Finnland von dem Gesamtareal nur 5,7 Prozent Ackerland und 2,8 Prozent natürliche Wiesen, dagegen 57,1 Prozent Wald und 34,4 Prozent unbearbeitetes Land, hauptsächlich Moore, von denen ein erheblicher Teil in Wiese und Acker umgewandelt werden könnte. Wenn das geschieht, und wenn demnächst in Südfinnland der Getreide-, Zuckerrüben- und der Futterrübenanbau, in Mittel- und Nordfinnland die Viehzucht intensiv betrieben wird, so würde Finnland, bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts die Kornkammer Stockholms, von der deutschen und russischen Lebensmittelimport unabhängig und seine passive Handelsbilanz (1913 fast 90 Millionen finnische Mark) eine aktive werden können. Dazu würde Ostkarelien seinen Teil beitragen, wo man neuerdings ein Steinkohlenlager entdeckt hat, und wo das fruchtbare Land zwischen Ladoga- und Onegasee, das schon heute durch den kanalisierten Swirfluss mit Petersburg in lebhaftem Verkehr steht, durch rationelle Bewirtschaftung in blühendes, reiche Ernten spendendes Ackerland umgewandelt werden kann. Man sieht, Großfinnland wird nach dem Kriege eine quantité négligeable sein, weder politisch noch wirtschaftlich; es wird im europäischen Völkerkonzert zwar keine erste Reihe, aber doch immerhin mitspielen und wird, wie Richard Pohle treffend bemerkt, der Eckpfeiler eines erweiterten Mitteleuropa sein, eines Mitteleuropa, das die Randvölker des bisherigen Riesreichs des Ostens unter seinen Schutz nimmt, sie in Zukunft vor brutaler Vergewaltigung bewahrt und ihnen in Frieden und Freiheit die ungestörte Entwicklung ihrer Eigenart verbürgt. „Indem es mit seiner natürlichen und strategischen Grenze“, sagt Pohle, „den rechten Flügel Russlands umfaßt, sichert es sich und uns und den andern Ostseevölkern freie Bahn auf dem Baltischen Meere, das für den Norden die gleiche Rolle spielt, wie das Mitteländische Meer für Südeuropa.“

Am 9. Empfangsabend der verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine sprach Herr Dr. Falk Schupp über die Denkschrift des Fürsten Wilhelm von Albanien und das albanische Staatsproblem. Herr Direktor Müller vom Donau-, Balkan- und Schwarze Meißnerverband David hatte den Vorsitz übernommen. Der Redner führte aus, daß Albanien vor dem Balkankriege eigentlich nur als ethnographischer Begriff bekannt gewesen sei, man habe unter dem Sultan Abdul Hamid oft von albanischen Aufständen gehört, aber von einem Staate Albanien sei nie die Rede gewesen.

Erst im Jahre 1912 sei durch den ersten albanischen Kongreß in Triest, an welchem der Redner als einziger Reichsdeutscher teilgenommen habe, Albanien mehr in den Vordergrund getreten. Auch Österreich brachte diesem Kongreß großes Interesse entgegen, und der Statthalter von Triest nahm offiziell als solcher am Kongreß teil.

Durch die Londoner Botschafterkonferenz nach dem Balkankriege wurde der Wunsch der Albaner nach einem selbständigen Staate erfüllt und die sechs europäischen Großmächte garantierten den Albanern ihre Selbstständigkeit. Die beiden am meisten interessierten Großmächte, Österreich und Italien, wurden ersucht, einen Fürsten vorzuschlagen, der dann von den sechs Großmächten mit der Regierung in Albanien beauftragt werden sollte. Die Wahl fiel auf den Prinzen Wilhelm zu Wied, der die Regierung unter der Bedingung annahm, daß ihm von den Großmächten eine Anleihe von 75 Millionen Franken garantiert werden sollte, um die allernotwendigsten Einrichtungen schaffen zu können, da Albanien über nichts verfügte, was ein selbständiger Staat unbedingt brauchte; weder Eisenbahnen noch Straßen, weder Heer noch Gendarmerie waren vorhanden. Nach längeren Verhandlungen habe Prinz Wilhelm Anfang Dezember sich zur Annahme des Thrones bereit erklärt, und am 7. März 1914 erfolgte die Ankunft in Durazzo. Leider sei die Regierungszeit des Fürsten nur kurz gewesen. Durch den Weltkrieg gezwungen, da Albanien von allen Seiten abgeschnitten war, habe der Fürst bereits Anfang September 1914 das Land wieder verlassen.

Nun verlas der Vortragende einzelne Kapitel aus der Denkschrift und gab zu jedem einige ausführliche Erläuterungen, bei welchen er nochmals die Schwierigkeiten betonte, welchen der Fürst bei seinen Arbeiten begegnete. Besonders Essad Pascha, ein sehr begüterter Albaner aus Elbassan, der zwar als Führer der Deputation dem Fürsten die Krone angeboten hatte, hätte wohl von Anfang an selbst daran getrachtet, Fürst von Albanien zu werden, und sei auch die Seele der Aufstände gewesen. Ferner seien hinzugekommen die Intrigen des italienischen Gesandten und die Schwierigkeiten mit Griechenland.

Während des Weltkrieges haben sich die Albaner mit Ausnahme Essad Paschas und seiner Clique nach der Besetzung durch die Mittelmächte ausnahmslos auf die Seite der Mittelmächte gestellt, und ziemlich starke Truppen Albaner kämpfen noch heute unter österreichischem Kommando gegen die Italiener und ihre Genossen.

Der Vortragende besprach noch einige allgemeine Fragen, und erwähnte auch, daß die Albaner kulturell noch ziemlich zurückstehen, da die türkische Herrschaft für Schulen usw. so gut wie nichts getan habe. Ferner sei die Blutrache einem kulturellen Fortschritt sehr hinderlich gewesen und eine eigene Industrie sei so gut wie nicht vorhanden.

Österreich sei bis zum Jahre 1916 für ein selbständiges Albanien eingetreten, von diesem Zeitpunkt an aber hätten sich die Ansichten geändert und man sei in Wien nicht abgeneigt gewesen, um die Herrschaft der Adria sicher in der Hand zu haben, eine Einverleibung Albaniens ins Auge zu fassen. Nach deutschen Begriffen sei dies aber eine starke Belastung für Österreich. Politisch würde dadurch die deutsche Bevölkerung der Monarchie noch mehr in die Minderheit gedrängt, finanziell aber sei nach Ansicht des Redners die Einverleibung fast undurchführbar. Man müsse bedenken, daß Österreich ganz erhebliche Kriegsschäden in seinen nordöstlichen Provinzen wieder auszubessern habe, es bliebe jedenfalls nicht genügend Kapital, um in Albanien die notwendigsten Arbeiten durchzuführen zu können, denn der Ausbau eines Bahnsystems, einiger Häfen, Bau von Chausseen, von Schulen, usw. würden enorme Kapitalien fordern, über die Österreich jedenfalls nach Beendigung des Weltkrieges nicht verfügen dürfte. Bei einem selbständigen Albanien jedoch könnten diese Arbeiten durch die Unterstützung verschiedener Staaten wohl durchgeführt werden.

Eine große Schwierigkeit sei jedoch die Staatssprache. Es würden in Albanien zwei Dialekte gesprochen, die sehr erheblich voneinander abwichen, so daß es deshalb schwer sei, eine einheitliche Sprache zu schaffen, die in einem Nationalstaat unbedingt nötig sei.

Der Redner schloß mit dem Hinweis auf die hohe politische Bedeutung, die Albanien gerade für Deutschland habe, indem nur die Wiederherstellung des Rechtszustandes, d. h. die Wiederherstellung der auch durch Deutschland seinerzeit garantierten Unabhängigkeit des Landes, unter der Regierung seines rechtmäßigen Herrschers, des Fürsten Wilhelm, den Frieden auf der Balkanhalbinsel zu sichern verspricht,

dessen Deutschland für seine wirtschaftlichen Aufgaben im Orient unbedingt nötig hat.

In der anschließenden Diskussion nahm zuerst Herr Graf Gopčević das Wort. Redner hat das Land jahrelang bereist und erklärte sich mit den Ausführungen des Herrn Dr. Falk Schupp im allgemeinen einverstanden, nur war er der Meinung, daß Albanien niemals selbstständig werden könne. Es sei nicht reif dafür, das habe die kurze Regierungszeit des Fürsten Wilhelm gezeigt. Ganz speziell aber sei ein neuer Versuch mit dem Fürsten Wilhelm von vornherein als vollkommen aussichtslos zu betrachten, da er während seiner kurzen Regierungszeit fast alles getan habe, was unbedingt hätte vermieden werden sollen, und nichts getan habe, womit er den Albanern imponieren und das Land hätte vorwärts bringen können. Er sprach für einen engen Anschluß an Österreich als österreichische Provinz. Sollte dieses aber wider Erwarten nicht durchführbar sein, so müsse sich Österreich unbedingt die Besetzung von Valona und damit die Beherrschung des Ausgangs aus dem Adriatischen Meer vorbehalten.

Hierauf nahm Herr Schriftsteller Paul Dehn das Wort und erinnerte an den eigentlichen ersten Entdecker der Albaner, den österreichischen Generalkonsul Johann Georg von Hahn aus Frankfurt a. M., der 18 Jahre unter den Albanern gewohnt habe und im Jahre 1854 seine heute noch sehr lebenswerten albanischen Studien veröffentlichte. Der Redner führte aus, daß man die Albaner als kulturrückständig bezeichne, aber was sei Kultur! In jenen französischen Bezirken, in welchen die meisten Analphabeten wohnen, würden die wenigsten Verbrechen gegen das Eigentum begangen. Die Albaner seien als Ackerbauer wie als Gewerbetreibende sehr fleißig und fähig, vor allem ungemein ehrlich. Nach Aussage der Kaufleute in Saloniki zahlen sie rückständige Schulden selbst dann noch, wenn dieselben längst verjährt sind. Sie seien zwar wild, aber nicht räuberisch. Als Söldner waren sie immer sehr geschäftig, und mancher große Feldherr sei aus ihrer Mitte hervorgegangen; bei allen Verschiedenheit des Glaubens — es gäbe ungefähr  $\frac{7}{10}$  Mohammedaner,  $\frac{2}{10}$  Orthodoxe und  $\frac{1}{10}$  Katholiken — hielten sie trotz aller Stammeskämpfe an der nationalen Geschlossenheit fest. Ob sie auch staatenbildend seien, könne erst die Zukunft lehren. Der verunglückte Versuch im Jahre 1914 sei kein Beweis, da die äußeren Schwierigkeiten zu groß und die Zeit zu kurz gewesen seien. Die albanische Frage sei wohl ein Teil der Adriafrage, jedoch würde die Adria wirtschaftlich bedeutend überschägt. In dieses Sacrum führen die Schiffe nicht gern hinein, weil sie kaum Rückfrachten finden würden. Deshalb hätten auch vor dem Kriege die Frachten von Indien nach Genua und selbst nach dem Nordsee niedriger gestanden als nach Triest. Für Österreich-Ungarn habe die Adria allerdings große politische Bedeutung, da zu seinen Lebensbedingungen die unmittelbare Verbindung mit dem Meer gehöre. Eine Angliederung Albaniens an Österreich halte der Redner für bedenklich und betrachte sie nicht als eine Stärkung, sondern als eine Schwächung der Habsburgischen Monarchie. Zur Freihaltung der Straße von Otranto würde eine österreichisch-ungarische Flottenstation vollauf genügen.

Anschließend ergriff Herr Professor Dr. Kettler das Wort, um auf einige Ausführungen des Herrn Grafen Gopčević zu erwidern. Letzterer hatte behauptet, daß Fürst Wilhelm von Albanien an dem vorläufigen frühen Ende seiner Regierungstätigkeit selbst schuld sei und deshalb nicht geeignet sei, die Regierung wieder zu übernehmen. Der Redner wies auf die Behauptung der Denkschrift hin, welche unwiderleglich darstut, daß die Unterbrechung der Regierung lediglich durch die deutschfeindlichen Machenschaften Italiens und durch die Uneinigkeit der Großmächte herbeigeführt worden sei. Bezuglich der verschiedenen Sprachdialekte wies Professor Dr. Kettler auf die Tatsache hin, daß in Wirklichkeit die Sprachen der Gegen und Tosken nicht zwei verschiedene Sprachen seien, sondern lediglich zwei Dialekte, die sich einander viel nähren würden, als z. B. niedersächsisch und bayerisch. Er erinnerte auch an die Tatsache, daß in dem mittelalbanischen Dialekt von Elbassan bereits eine Form des Albanischen gefunden sei, die als Schriftalbanisch sich einheitlich im ganzen Lande durchsetzen werde. Bezuglich der Behauptung des Grafen Gopčević, daß Albanien ein von Natur armes Land sei, das niemals das für seine Erschließung erforderliche große Darlehen Deutschlands und Österreichs rechtfertigen werde, konnte sich der Redner auf den Hinweis beschränken, daß bereits die vorläufigen noch wenig umfangreichen Erforschungen des Landes vorzügliche Aussichten für den Anbau von allerhand Süßfrüchten, Tabak und Baumwolle ergeben hätten. Wertvolle Mineralvorkommen, die festgestellt worden seien, ließen eine günstige industrielle Entwicklung Albaniens erwarten, die noch durch den hervorragenden Reichtum an Wasserkräften, als an natürlichen Energiequellen, unterstützt werde.

Jedem der Redner wurde für die interessanten und lehrreichen Ausführungen lebhafter Beifall zuteil.

Oberingenieur Alfred Klöher.

## Bücherbesprechungen.

**Norrländer und Sario, Die nordische Brücke.** Stuttgart 1917; Julius Engelhorns Nachfolger.

Rohrbach, der aus Russland stammt und die Großrussen kennt, hat das große Verdienst, die gleichgültigen und kenntnislosen Deutschen auf-

gerüttelt und ihnen in unermüdlicher Wiederholung die russische Gefahr nachgewiesen zu haben. Für all diese Mühe wird ihm die Genugtuung werden, die Ostslawenfrage so gelöst zu sehen, wie er es auch hier wieder in der Einleitung anregt: das älteste Russland (Kiew) autonom, das dritte (die Randvölker, unter deutschem Schutze) selbstständig, das zweite

(Moskau) auf das Sprachgebiet der Großrussen beschränkt und für das Deutsche Reich keine (im anderen Falle eine furchtbare wachsende) Gefahr mehr. Die Verfasser der inhaltsreichen, dem deutschen Leser viel Neues bietenden Schrift, beides finnen, verstehen unter den nordischen Brücke Norwegen, den Vasallen Englands, Schweden, das angeblich neutrale, die — 1915 befestigten — Alandsinseln, das Land der tausend Seen und Petersburg; sie weisen zahlreich nach, daß Russland nur infolge der Benützung dieser Brücke zu ungehindertem Verkehr mit England, von dem es mit allem Nötigen zur Fortsetzung des Krieges versiehen wurde, nach den schweren Niederlagen von 1914 und 1915 sein Heer hat ausgestalten und die große Offensive von 1916 hat unternehmen können. Weil, wer Finnlands Beherrcher ist, die Ostsee beherricht, hat Russland Finnland unterworfen, dem Großfürstentum die feierlich beschworene Autonomie genommen, es entreicht und geknechtet und die zäh auf ihrem Recht beharrenden Finnen zu russifizieren versucht; von Finnland aus wollte es in Schwedens Norrland festen Fuß fassen. Den skandinavischen Norden sich zu eignen machen, den Eingang zur Ostsee beherrschen und uns von ihr wegdrängen. Die Befreiung Finlands, durch die die nordische Brücke abbrach, ist deshalb für uns eine Lebensfrage. „Ein freies, selbständiges Finnland sprengt den Ring der Entente für alle Seiten und sichert uns freie Bahn auf der Ostsee. Ein von Englands Handelspolitik unabhängiges Groß-Finnland eröffnet uns ein weiteres Feld der Tätigkeit für Deutschlands Handel und Kapital. Seine 660 Kilometer lange Südgrenze schließt Kernengland mit einer natürlichen und strategischen Scheidewand ein für allemal nach Nordwesten hin ab; es sichert uns die Ostseeländer, indem es den rechten Flügel der russischen Front umfaßt, die gegen uns gerichtet ist und auch in Zukunft gerichtet bleiben wird.“ Im Bunde mit uns wird Finnland zum nördlichen Endglied, zum Eckpfiler jenes größeren Mitteleuropa, das sich vom Eismeer bis zum Mittelmeer erstreckt.“ Nostra res agitur; in unserem Interesse liegt es, daß, was die Verfasser erachteten, Tatsache geworden, daß Finnland frei ist. Dies die Grundgedanken der Schrift, die uns außerdem mit der Geschichte, der Natur, den Bodenschätzen, den Entwicklungsmöglichkeiten und den charakterfesten sich zur germanischen Kultur bekennenden Bewohnern Finlands bekannt macht und angelegentlich empfohlen zu werden verdient. Prof. Kraatz, Steglitz.

### Rudolf von Hoerner-Ihlen, Baltische Zukunftsgedanken.

Berlin-Steglitz 1917; Fritz Würth (Preis 50 Pf.).

Da der Verfasser der nicht umfangreichen, aber inhaltsreichen Schrift Vorsitzender des Kurländischen Landesrats ist, so darf die Meinung, die er als seine vorträgt, wohl auch als die des letzteren angesehen und gewertet werden. Den Verzichtsfriedensfreunden zuliebe führt er den — an sich unmöglichen — Beweis, daß Deutschland zu dauerndem Erwerb des russischen Ostseegebiets berechtigt ist. Er geht dabei von dem juristischen Begriff des „Eigentumserwerbs durch Spezifikation“, der Ververtigung einer neuen — wertvollen — Sache aus okkupiertem — geringwertigem — Stoff, aus und zeigt, daß das deutsche Volk das Ostseegebiet durch Kolonisation und Kultivation zu einem hochwertigen Lande umgestaltet und der Urbevölkerung, indem es sie aus Wilden zu Kulturmenschen mache, den unvertilgbaren Stempel deutschen Geistes und Wesens aufgeprägt hat. Diese Kulturarbeit während dreieinhalb Jahrhunderten sei eine so durchgreifende und nachhaltige gewesen, daß eine Fremdherrschaft von gleich langer Dauer, trotz heissen Benühhens der Polen und Russen, die deutsche Kultur in ihren Grundlagen zu erschüttern nicht vermocht habe. Herr v. Hörner und mit ihm alle Deutschtalanten wünschen eine möglichst enge Verbindung des Mutterlandes mit der Baltenmark, der ehemaligen Kolonie, und auch mit Litauen, das sich sonst trennend zwischen beide schiebt; ein Zwischenstadium zum Zweck der Überleitung zur definitiven Gestaltung der Dinge; die nachhaltige Eindeutschung der Anderssprachlichen unter Ansetzung von vielen deutschen Bauern in dem schwach bevölkerten Gebiete; die Hebung des Landes, namentlich der Landwirtschaft, mit allen Mitteln auf die Höhe der preußischen Nachbarprovinzen; die Heranziehung der mit der deutschen Zielrichtung einverstandenen Kräfte zur Selbstverwaltung und Selbsttätigkeit, vor allem des Landesrats, an dessen Stelle erst später ein parlamentarisches Gebilde zu treten habe; und endlich die sofortige Wahl der monarchischen Staatsform, d. h. den Deutschen Kaiser als den Herzog der drei auf ewig ungeteilten Provinzen. Die Bedenken gegen

die angeregte Eindeutschung sucht er im Schlussschnitt zu widerlegen; er legt dar, daß die lettische und estnische kulturelle Entwicklung sich seit je, namentlich aber unter Anschluß an die Reformation, auf dem Grunde des deutschen Geisteslebens vollzogen hat, und daß demgemäß zu erwarten ist, daß die völlige Eindeutschung sich zwanglos, aus innerer Notigung in relativ kurzer Zeit vollziehen werde. Freilich, nach dem alten Leitspruch: *Suaviter in modo, fortiter in re*; unter Vermeidung jeder Art von Zwangseignung, unter Anwendung der Muttersprache, besonders im Religionsunterricht, und nur allmäßlicher Überleitung zur deutschen Unterrichtssprache in den Oberklassen. — Nicht jeder Leser wird dem Verfasser in allen Punkten zustimmen; aber er wird von seinen mit Geist und körniger Kürze vorgetragenen Ausführungen gern Kenntnis nehmen.

Prof. Kraatz, Steglitz.

### Die erste ausführliche Übersichtskarte der Ukraine

liegt in

einem schönen, 80/100 cm großen Blatte vor und zeigt, welch gewaltiges Gebiet die junge Republik umfaßt. Preis K. 5,10 — M. 2,10. Das über die Grenzen des neuen Staates hinausgreifende Blatt enthält das ganze Gelände zwischen Warschau—Moskau, dem Kaspiischen und Schwarzen Meere, Varna—Sofia in sehr reicher Beschriftung, die namentlich die Eisenbahnstationen besonders berücksichtigt und — worauf hingewiesen sei — Angaben über die Standorte der Kohlenbergwerke, Eisenbergwerke, Eisenhüttenwerke, Salzbergwerke, Kohlgruben, Lokomotiven- und Waggonfabriken usw. bringt. Selbstverständlich sind die neuen Grenzen nach dem Frieden von Brest-Litowsk auch schon eingetragen. Das für jedermann sehr interessante, für unsere Industriellen und Export- und Importeure aber hervorragend wichtige Blatt ist im Maße 1:2 Mill. bearbeitet. Sehr wichtig ist, daß auf dieser Karte die neue ukrainische Benennung der Orte durchgeführt ist, wie Kijiw statt Kiew, Katerinoslaw statt Tjekaterinoslaw usw. Verlag G. Freytag u. Berndt, Wien VII., Schottenfeldgasse 62 (R. Fries, Leipzig, Seeburgstraße 96). Sotol.

### Justus Hashagen, Ostasiopolitik der Vereinigten Staaten von Amerika.

Bonn 1917; Markus & Webers Verlag (Dr. Ahn).

Eine wertvolle Ergänzung zu des Verfassers „Umrisse der Weltpolitik“\*) und zugleich eine Schrift von aktuellem Interesse. Hashagen, Professor der neueren Geschichte an der Universität Bonn, legt mit virtuoser Beherrschung des Tatsachenmaterials übersichtlich und eingehend dar, daß die Geschichte der amerikanischen Ostasiopolitik und des amerikanischen Handels, der bereits 1784 in China begonnen hat, nicht eine wachsender Erfolge, sondern wachsender Misserfolge, und nicht einmal eine Geschichte wachsender, sondern schwindender Energien ist; daß die Machtstellung der Amerikaner in Ostasien schon vor dem Weltkriege erschüttert war; daß sie auf dem heftigumstrittenen Boden Chinas, Koreas und der Mandchurie die Schleppkette Japans gewesen sind und daß ihnen, deren Politik im Schlepptau Englands fährt, die Gefahr droht, bei Englands Zusammenbruch die angemäßte Vorherrschaft im Süßen Ozean für immer an die neue Weltmacht Japan zu verlieren. Die schwächlich lavierte, den Beginn des Kampfes hinanschiebende Politik, die moralische Eroberungen machen möchte und Humanität heuchelt, worin das edle Brüderpaar John Bull und Bruder Jonathan ja groß und gleich groß ist, macht den hartgesottenen Japanern gegenüber Fiasco. Die Vereinigten Staaten werden, wenn sie sich nicht ein dem japanischen Heere ebenbürtiges und eine starke Kriegsflotte zulegen, in dem bevorstehenden Kampf mit Japan unterliegen. Daß dieser kommen muß, zeigt Hashagen unzwecklich; ein friedlicher Ausgleich sei nicht möglich, ein Zusammenstoß unvermeidlich; es handele sich nicht bloß um amerikanisch-japanische Interessengegenseitigkeit, sondern um westgeschichtliche Gegenseitigkeit, die zum Ausgleich drängten. Wenn sich zwei streiten, freut sich der Dritte. Werden wir — außer den Süd- und Mittelamerikanern — der Dritte sein? Mindestens werden wir die Rückwirkungen auf Ostasien, auf Großrussland und auf — uns zu beobachten haben.

M. K.

\*) Hashagen: „Umrisse der Weltpolitik“, Nr. 553 und 554 der Teubnerschen Sammlung „Das Natur und Geisteswelt“. (Ein Ergänzungsbuch „Die politischen Ereignisse während des Krieges“ ist in Sicht.)

